

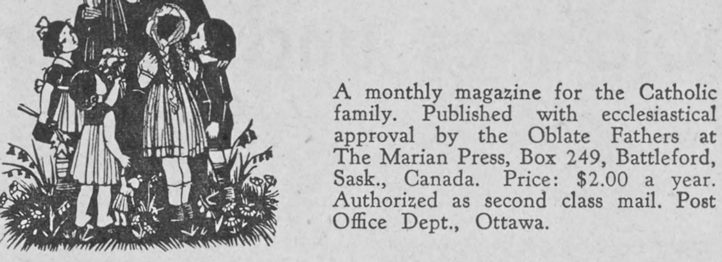
September 1957

DER MARIENBOTE

Am 4. September 1957 stehen die Oblaten der St. Marienprovinz 50 Jahre im Dienst der katholischen, deutschen Presse Canadas. Am 4. September 1957 sind 25 Jahre seit der Gründung des Marienboten vergangen. In Dankbarkeit gegen Gott erinnern wir uns dieser Tage. In stillem Beten zu Gott hoffen wir, auch weiterhin dem deutschen Katholiken Canadas Heimatslicht in der Sprache unserer Mutter und im Glauben unserer Väter bleiben zu können.

Der heutige Marienbote soll Bericht sein und Besinnung. Bericht über die Wege und Ziele des Marienboten, und grundsätzliche Besinnung auf die Notwendigkeit des gedruckten katholischen Wortes für den deutschsprechenden Katholiken Canadas. Treue zu Gott und Kirche, Verantwortung im Glauben — das waren immer die Tugenden des deutschen Katholiken in Canada. Dass es so bleibe, walte Gott!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang **September 1957, Battleford, Sask.** **No. 11**

Dem Provinzialoberen der St. Marienprovinz
der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria

Pater Joseph P. Switallo O.M.I.

ist die heutige Geburtstagsausgabe des Marienboten gewidmet.

Wir widmen sie ihm aus Anlass seines Silbernen Priesterjubiläums als Zeichen der Anerkennung und des Dankes

– für 23 Jahre im Dienste der Priestererziehung als Lehrer, als Seelenführer zum Altar und als Rektor

– für 13 Jahre im Dienst der Administration der St. Marienprovinz

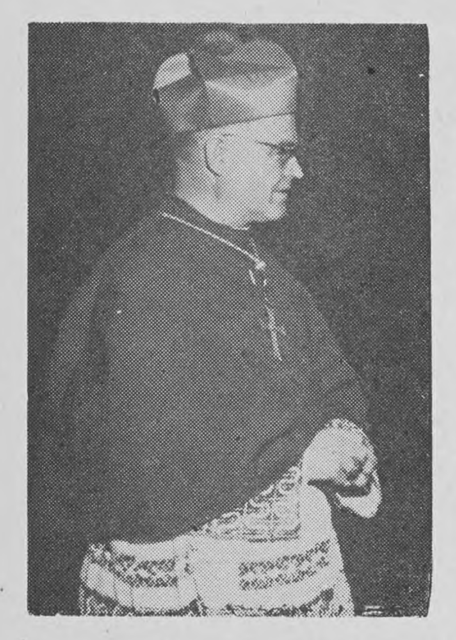
– für liebevolle Sorge um die vielen Werke der St. Marienprovinz im Seelendienst am deutschsprechenden Katholiken Canadas

– für weise Anleitung, die er kraft seines Amtes gibt für den Aufbau christlicher Ideale überall dort, wo ihn die Kirche verpflichtet.

Mögen unsere Leser mit dem Jubilar im priesterlichen Silberkranz dem Herrn danken und ihm die Gabe ihrer Gebete schenken.

Du aber segne ihn, Gott!

Goldenes und Silbernes Jubilaeum





Bischof Joh. Boekenfoehr O.M.I., Kimberley, S. Afrika und Pater Alphons Schaller O.M.I., die Gründer des Marienboten.

Am 4. September können die deutschsprechenden Oblaten der St. Marienprovinz Canadas auf ihr fünfzigjähriges Werk im Dienste der deutschen katholischen Presse Canadas zurückschauen. Am 4. September 1907 ließen sie in Winnipeg, Man., die erste Nummer der von ihnen herausgegebenen tapferen Wochenschrift „Westcanada" erscheinen.

Fünfundzwanzig Jahre später, im September 1932, war unser „Marienbote" geboren. Die „Westcanada" bestand damals nicht mehr. Der erste Weltkrieg mit seinen Einschränkungen für die deutsche Presse hatte dem Oblaten-Wochenblatt ein Ende gemacht. Zwar erschien das Blatt nach dem Kriege noch einmal, lange konnte es sich aber nicht halten. Saskatchewan, nicht die Provinz Manitoba mit der Hauptstadt Winnipeg, war das Land der deutschen katholischen Kolonien und das Land der Leser deutscher, katholischer Blätter. Vor diese Tatsache gestellt, entschlossen sich die deutschen Oblaten, ihre katholische Pressearbeit von Winnipeg nach Regina zu verlegen. Dort, in Regina, wurde die noch heute bestehende Wochenzeitung „Der Courier" herausgegeben. Nach dem Kriege war es zu einer Reorganisation des „Couriers gekommen, an der sich im Direktorenrat und in der Redaktion auch die deutschen Oblatenpatres beteiligten. Eine neue deutsche Zeitung unter dem Namen „Der Katholik" wurde gegründet, und jede zweite Woche neben dem „Courier" veröffentlicht.

„Der Katholik" hielt sich sieben Jahre lang. Dann ging auch er ein. Die Oblaten blieben jedoch am Werk: Im September 1932, vor fünfundzwanzig Jahren also, gründeten sie unser katholisches Monatsblatt, den Marienboten.

Gründer des Marienboten war der im Jahre 1951 verstorbene Pater Alphons Schaller O.M.I., und der heutige Bischof von Kimberley, Südafrika, Msgr. Johannes Boekenfoehr O.M.I. Der Mann, der das neue Werk mit aller Autorität seines Amtes förderte, war Pater Thomas Schnerch O.M.I., der damalige Provinzialobere der St. Marienprovinz.

Sehr bescheiden war der Anfang unseres Marienboten. Er war als Pfarrblatt der blühenden St. Mariengemeinde der Stadt Regina, Sask., gedacht. Um jedem der Gemeindekinder von St. Marien, den deutschsprechenden älteren Leuten und der englischsprechenden Jugend, etwas zu geben, ließ man den Marienboten doppelsprachig erscheinen. Die ersten 16 Seiten in deutscher, die folgenden 16 Seiten in englischer Sprache.

Zwei Jahre später, im September 1934, wurde der Bote vom Pfarrblatt der St. Mariengemeinde zur Monatsschrift für alle deutschsprechenden katholischen Familien des Landes umgebaut.

Von 1932 bis 1937 wurde der Marienbote in fremden Druckereien gedruckt. Im Spätjahr des Jahres 1937 gelang es den Oblaten, in Regina eine bescheidene zwar, doch eigene Druckerei zu eröffnen: Die nach dem Marienboten benannte „Marian Press" — Mariendruckerei. Pater Hugo Loran OMI, heute Pfarrer von Denzil, wurde als erster Geschäftsführer angestellt. Und was das für eine Geschäftsführerei war! Der Pater hatte alles zu sein: Korrespondent, Buchführer, Drucker, Käufer und Verkäufer, Schlosser, Tischler, Papierschneider, Mann für alle nur möglichen Reparaturen usw. usw.

In der Marian Press begann sich der Marienbote langsam an Seiten- und an Leserzahl zu vergrößern.

Im Jahre 1941 war er bereits 40 Seiten stark, 25 Seiten deutscher und 15 Seiten englischer Text, kurz darauf wuchs er auf 48 Seiten, wovon 32 Seiten in deutscher und 16 Seiten in englischer Sprache redigiert wurden.

Dann kam der Herbst 1948. Die Provinzialleitung hatte beschlossen, die Marian Press von Regina nach Battleford zu verlegen. Dort wurde das Verlaghaus des Marienboten dem St. Karl-Oblatenseminar angeschlossen.

In Battleford gab unsere Monatsschrift ganz still einer Tochter Geburt, die ihr inzwischen weit über den Kopf gewachsen ist. Der Marienbote trennte sich von seinen 16 regelmäßigen Seiten englischen Textes, trennte sich von vielen seiner Leser und von seinem alleinigen Heimatsrecht in der Mariendruckerei, und ließ die 32 Seiten starke katholische Monatsschrift englischer Sprache „Our Family" („Unsere Familie") entstehen. Seit Oktober 1948 erscheint der Marienbote nur noch in deutscher Sprache und von 48 auf 32 Seiten beschränkt.

Groß war der Marienbote nie, weder an Leserzahl noch an Gewichtigkeit seiner Stimme. Er war immer typisches Familienblatt — er sprach seine Leser fast mit dem Vornamen an, so gut kannte er sie. Für die treu katholischen Männer und Frauen dort draußen in den unübersehbaren Weiten der Prärie war der Marienbote geschrieben. Von ihnen wurde er auch immer — bis auf den heutigen Tag — fleißig unterstützt.

Heute sind die meisten der alten Marienbotenleser, auch die ersten Marienbotenschreiber, in der Ewigkeit. Die Söhne unserer Pionierkatholiken lesen kein deutsches Blatt mehr. Und somit wird der Leserkreis immer enger und immer kleiner. Über unsere Zukunftspläne werden wir an anderem Ort sprechen.

Nie war der Marienbote groß. Tapfer hat er aber stets gesucht, seinen Lesern nicht gerade das Minderwertigste zu geben. Er suchte im Volkston zu bleiben, hielt sich zu gleicher Zeit auch immer an den Grundsatz: In jeder



Pater Peter Habets O.M.I., der einzige noch lebende Schriftleiter der im ersten Weltkrieg eingegangenen „West-Canada". Seit 1904 in Canada, hielt der Musikkenner und Komponist Peter Habets an der Universität Ottawa Vorlesungen über die Tonkunst. Nach dem Katholikentage des Jahres 1909 wurde er beauftragt, Arbeitsprogramm and Statuten des zu gründenden deutsch-katholischen Volksvereins zu bearbeiten. Er ist der Schöpfer des sich als so fruchtbar erwiesenen „4. Punktes" dieses Arbeitsprogrammes: Einwandererfürsorge. Als Schriftleiter spielte Pater P. Habets eine wichtige, führende Rolle im Kampf der Katholiken um Schul- und Sprachenfreiheit. Heute lebt der ehrwürdige Priestergreis, Kämpfer alter Tage, im St. Marienpfarrhaus, Regina, Sask. Er lebt zwischen Büchern und Noten. Theologie, Geschichte und Tonkunst sind Gebiete, auf denen er Meister ist.

Nummer auch etwas für jene, die etwas mehr als nur das Volkstümliche möchten.

So manches kleine Nebenwerk konnte der Marienbote im Laufe seiner 25 Lebensjahre vollbringen. Von 1932 bis 1950 war er Familienblatt und Organ des Marianischen Missionsvereins der Oblaten. Er half dadurch unserem Oblatenseminar zu Battleford.

Während des Krieges nahm er sich der katholischen deutschen Kriegsgefangenen in den Lagern der Provinz Alberta an. Er versorgte sie mit katholischen Zeitungen (nicht nur mit dem Marienboten!), mit Meßgewändern, Kelchen, Monstranzen und anderen Dingen, die halt notwendig waren.

Nach dem Kriege suchte der Marienbote auch seinen Teil für die Hungernden des zerschlagenen Deutschlands zu tun. Was wir den Hungernden hinüberschicken konnten, war nicht gerade wenig.

Als sich während des Krieges der Mangel an deutschen Gebetsbüchern hier in Canada und in den Vereinigten Staaten bemerkbar machte, konnte der Marienbote wieder einmal aushelfen. Er verfaßte und veröffentlichte das deutsche Andachtsbuch „Wir Beten". Es kam bis zur dritten Auflage. Eine vierte Auflage wird es wohl nicht mehr geben, da jetzt Gebetbücher aus Deutschland zu haben sind, vor deren Aufmachung und Wert wir bescheiden zurücktreten. Der Marienbote und seine Werke haben immer den Charakter des Aushelfens an sich getragen. Und darin wurde der Marienbote zwar nicht berühmt, doch in seiner Art groß-herzig.

Als schönste seiner Taten betrachtet der Marienbote sein Priesterhilfswerk. Wir meinen unsere Priesterstudentenbursen, mit denen sich der Marienbote schon seit Jahren befaßt.

Fünfzig Jahre Oblatenarbeit im katholischen, canadischen Pressewerk deutscher Sprache, und fünfundzwanzig Jahre Marienbote feiern wir heute. Und für den heutigen Marienboten-Geburtstag *preisen wir Gott!* –

Katholisches Blatt?

Mit stillem Weh im Herzen lasen wir, daß die fast neunzigjährige tapfere deutsch-katholische Wochenschrift Amerikas, „Der Wanderer", mit dem 5. Juli ihr Erscheinen eingestellt hat. 60 Jahre lang waren „Der Wanderer" und sein Schriftleiter, der führende deutsch-katholische Journalist der Vereinigten Staaten Joseph Matt, miteinander verbunden. Wer die wöchentlichen, seit 60 Jahren im „Wanderer" veröffentlichten weg- und stegweisenden Überlegungen Joseph Matts kennt, kann das Empfinden nicht loswerden: Diese Gedanken — gerade diese Joseph Matt-Gedanken in ihrer so klaren deutsch-katholischen Sprache brauchen wir, heute und noch für viele Jahre! Nicht an Altersschwäche ist der „Wanderer" gestorben. Seine Ideen waren von überraschender Aufgeschlossenheit, immer frisch, jung-drängend und zum Nachdenken zwingend. Nicht an Altersschwäche ist er gestorben. Alt sind nur seine Leser geworden — und „alt" zu werden droht der katholische Geist in vielen unserer Neueingewanderten.

Eine andere deutsche Wochenzeitung der Vereinigten Staaten, die „Oord-Amerika", begann am 21. Juli ihren 85. Jahrgang. In ihrer Geburtstagsnummer schreibt die „Nord-Amerika": „Nur in der katholischen Presse haben wir ein Mittel, den antireligiösen und unmoralischen Strömungen entgegenzuwirken. Unsere Gegner haben schon lange den Wert ihrer Presse erkannt und machen vollen Gebrauch davon. Da sagt so mancher (Katholik): Dies und jenes gefällt mir nicht an der katholischen Presse. Gefällt uns etwa alles, was in den Tageszeitungen gesagt wird? Wenn uns die Predigt nicht gefällt, gehen wir dann in die Synagoge?"

Überlegen wir uns diese Worte einmal sehr genau. Hier in Canada haben wir an die 60 000 deutsche katholische Neueinwanderer — und nur eine kleine, unter den Neueinwanderern kaum verbreitete Monatsschrift, den ‚Marienboten". Wird der katholische Geist unter uns nicht ängstigend „alt"? Ist er wohl schon „ins gefährliche Alter" geraten?

Vieles läßt sich „verjüngern". Auch der Marienbote, das einzige katholische Blatt, das wir hier in Canada noch haben. Die „Verjüngerung" die wir hier im Sinne haben, kommt jedoch nicht allein von der Schriftleitung. Sie muß auch von jenen Katholiken kommen, für die das Blatt gemeint ist.

Deutsche Katholiken an der Westküste und im Osten Canadas: Halten wir, was wir haben und was wir uns noch weiter aufbauen könnten! Prüfen wir, ob uns Pfarrorganisationen für katholische Presse nicht höchst notwendig sind! Zeigen Sie uns Ihr Interesse, senden Sie uns neue Leser, machen Sie uns Vorschläge, verwurzeln Sie den Marienboten überall dort, wo deutsche Katholiken sind, machen Sie den Marienboten zur „Frage, die in meiner Gemeinde gelöst werden muß" — dann wird das Blatt bleiben können und Ihnen und den ganz besonderen Interessen des katholischen Neueinwanderers dienen können. Alles hängt vom Katholiken deutscher Sprache im Westen und Osten ab!

MARIA vom WEGE

Seit 25 Jahren leitet Maria die Wege ihres bescheidenen Boten — des Marienboten. „Maria vom Wege" ist deshalb unser heutiger Marienartikel.

In einer Seitenkapelle der prachtvollen Jesuitenkirche al Gesù zu Rom finden wir das Marienbild „Santa Maria della Strada", „die heilige Maria von der Straße", auch kurz „Maria vom Wege" genannt. Oft hatte sich Papst Pius XII. als Knabe von ihr seine Wege segnen lassen. Bekannt ist der Ausspruch seiner Mutter. Wenn immer der kleine Eugenio nicht zur rechten Zeit aus der Schule zu Hause war, sagte sie mit aller Bestimmtheit: „Er ist ganz gewiss bei der Madonna della Strada".

Alt ist dieses Marienbild. Still und segnend stand es — seit wann, weiß niemand zu sagen — in der Nische einer der Straßen Roms. Im 12. Jahrhundert hatten die Römer ihrer „Madonna della Strada" ein kleines Kirchlein gebaut, so lieb war sie ihnen geworden. Dort stand „Maria vom Weg", bis St. Ignatius kam. Ganz in der Nähe dieses Marienbildes hatte sich der Heilige niedergelassen und ist von dort nicht mehr fortgekommen. „Maria vom Weg" begann seine und seines Jesuitenordens Wege zu lenken, und diese Wege machten Zeitgeschichte. Unübersehbar sind ihre Erfolge.

Im Jahre 1541 ließ St. Ignatius sich das Bild „Maria vom Weg" vom Ortspfarrer schenken. Nachdem im Jahre 1585 die herrliche Jesuitenkirche al Gesù mit Hilfe des großherzigen Kardinals Farnese gebaut war, ließ St. Ignatius das alte Kirchlein „Maria vom Weg" niederreißen und das von ganz Rom hochverehrte Marienbild in die neue Jesuitenkirche tragen. Dort wurde es in einer Seitenkapelle aufgestellt und im Laufe der Zeit von den Gläubigen mit kostbarem Geschmeide verziert. 1638 fand die erste feierliche Krönung des Bildes „Maria vom Weg" statt, im Jahre 1885 wurde es anläßlich der Dreijahrhundertfeier der Übertragung in die Kirche al Gesù zum zweitenmal gekrönt.

Die von der Kirche zweifach gekrönte „Maria vom Wege" — dreifach gekrönt von Gott!

Gekrönt mit der Krone des Weibes, das da herrscht in der Fülle aller Begnadung über die Schlange und der Schlange Sproß: Die Immakulata!

Gekrönt mit der Krone einer Mutterschaft, durch die Maria „den zweiten Platz nach der Gottheit innehat" (St. Ephrem, oratio 4 ad Deip.) — die Mutter Gottes!

Gekrönt auch mit der Krone der Glorie und des Königtums über Himmel und Erde, die ihr gegeben wurde aus Gnade von Christus ihrem Sohn, der diese Krone trägt als Gott und als Erlöser: — Maria Königin!

Auch Maria war einmal „auf dem Wege".

„Die Kirche", schreibt St. Augustinus, „kennt zwei Arten von Leben. Ein Leben im Glauben und eines im Schauen (Gottes). Das eine in der Zeit der Pilgerschaft, das andere in den ewigen Wohnungen. Das eine auf dem Wege, das andere in der Heimat. Das eine ist gut, aber noch voll Elend, das andere ist besser und voll Seligkeit" (Tract. 124 in Joan., post med.).

„Fremdlinge und Pilger" nennt die Hl. Schrift den Menschen auf Erden. Die einfache Sprache der Frommen sagt: Wir sind auf dem Wege zum Himmel. Der Kirche Lehre lautet jedoch ernster, wenn sie vom Menschen als „Pilger" spricht. Der „Weg" durchs Leben ist nicht so einfach ein geduldiges Wandeln durch die Jahre unseres Erdendaseins, von der Wiege bis zum Grabe und von dort in die Ewigkeit. Der „Weg", von dem hier

---

Das Volk lebt immer in der Nähe der Not. Darum verehrt es so hoch die Schmerzensmutter, die Immerwährende Hilfe, die Mutter vom Trost, vom Guten Rat und von der Barmherzigkeit. Neben der stets helfenden, segnenden Mutter ist aber noch die Immakulata und die Intemerata, die Unbefleckte und die von jeder persönlichen Schuld ganz Reine: „Maria auf dem Wege", die nie vom Weg Abbiegende, der "Weg und Schritt" nicht Süßigkeit waren und auch nicht weiches, seliges Träumen: Gott hat Maria mit denselben Händen angefaßt, mit denen Er seinen menschgewordenen Sohn berührte: Mit den Händen der liebenden Kreuzgerechtigkeit. Und wie ihr Sohn Blut geschwitzt und Tränen geweint, so lagen auch Schmerz und Kampf auf dem Wege Mariens. Der Schmerz als Anteilnahme am Schmerz des Gekreuzigten, der Kampf der Immakulata und der Intemerata durch das Dunkel des Glaubens, durch das Weh des Hoffens zur hohen Liebe — zur im Himmel Gekrönten! Groß ist Maria an Mutterliebe für jene, die in Not sind. Größer noch ist sie „am Wege" ihres eigenen Lebens, am größten ist sie heute, geschmückt mit der Himmelskrone, ganz im Besitze Gottes und ganz Besitz Gottes.

die Rede ist, ist ein Zustand, in dem wir uns hier auf Erden befinden.

Und was das für ein Zustand ist! Er enscheidet über Sein und Nichts-Sein!

Von Gott ist der Mensch ausgegangen. Durch eigene Schuld ist er in den Zustand der Erbsünde geraten, und dadurch auch immer in einem Zustand lebend, der ihn dem Nichts-Sein zutreibt.

St. Thomas schreibt, daß der aus dem Nichts stammende Mensch, der nur in Gott „etwas werden" könne, sich durch die Sünde jedoch von Gott abgewandt habe, immer geneigt sei, sich dem Nichts-Sein zuzuwenden (Sent., d.2,23,I).

„Nichts sind wir geworden, zum Nichts für alle Ewigkeit" ist das Klagen ohne Hoffen der Verdammten.

Gott allein ist Einer, der — nicht „etwas" sondern alles — ist. Außer Gott ist nichts, es sei denn, daß Gott etwas werden ließe. Und das tut Er. Die stumme Kreatur ist durch Sein Wort geworden. Nach Seinem Willen wird sie „später sein, als of sie nie gewesen" (Weisheit 2:2). Den Menschen jedoch hat Gott durch die Erlösergnade Jesu Christi auf einen „Weg" gestellt, wo er wirklich etwas ist und bleiben kann für alle Ewigkeit: Teilnehmer an Gottes nievergehendem Sein der Herrlichkeit und Liebe.

„Auf dem Wege" ist der Mensch. „Auf dem Wege" nicht von der Wiege zum Grabe, sondern umgekehrt: vom Grabe der Sünde ins Leben der Gnade und des Glaubens. Von der kleinen Gottesliebe in den Gnadenstand der großen, tiefen, ganz sich selbstvergessenden Liebe zu Gott — bis er dann in der anderen Welt ganz und ewig teilhaben wird an Gottes Sein, an Gottes Seligkeit und Ewigkeit.

Dann erst, bei Gott im Himmel, sind wir „etwas geworden". Nur „etwas" zwar im Vergleich mit Gottes Größe, aber doch „etwas" so groß und so hoch, wie es eben nur dem Menschen in Gott geschehen kann.

„Auf dem Wege" sind wir. Unsere Neigung zur Sünde ist aber immer mit uns. Sie ist in uns und



MARIA AM WEGRAND

Sie sitzt am Wegrand und sinnt
und harrt, ob einer minnt
ihr Kind, das süße, kleine.
So müde schaut die Reine.
Sie singt dem Kinde Lieder,
beugt sich zum Staube nieder,
pflückt dunkelroten Klee . . .
Warum sie denn nicht fragen:
„Darf ich den Heiland tragen?"
Warum sie denn nicht rasten
und nur vorüberhasten?
Im Grase geigen Winde
der Mutter und dem Kinde.
Am Wegrand auf dem Steine
weint still die süße, Reine;
denn Stund um Stunde rinnet,
und keiner kommt und minnet
ihr Kind, den großen, heiligen Christ,
der grenzenlose Minne ist . . .

Wiborada Maria Duft
Menzingerschwester

drängt uns immer wieder, uns von Gott, dem Richtziel unseres „Weges", abzuwenden und dem Nichts-Sein zuzuwenden.

Zum Nichts kann alle Gnade in uns werden — wir selbst drängen uns von ihr fort. Zum Nichts können Glauben, Hoffen und Lieben in uns werden, auch Klugheit, Gerechtigkeit, Kraft und Maß. Wo aber die Gnade dahingegangen und die eingegossenen Tugenden, da ist der Mensch ein Nichts vor Gott. Seines Erdenlebens Ende wird der Anbeginn jenes Zustandes sein, dessen Klagen nie enden werden: Zum Nichts bin ich geworden für alle Ewigkeit!

Ein Zustand ist der „Weg", auf dem wir uns befinden. Es ist das der Zustand des „Noch-Nicht-Fertigseins". Fertig, wie Gott uns will, sind wir erst im Himmel.

Ein Zustand ist auch das Stehenbleiben auf diesem „Wege": „Ich bin schon fertig. Nun mache ich mir mit meinem Gelde und mit meinem Wissen meine eigenen Wege."

Das ist der Zustand, der ins Nichts-Sein treibt.

* * *

Auch Maria war einmal „auf dem Wege".

Hoch und erhaben steht Maria als „Pilgerin" jedoch über aller anderer Menschen „Auf-dem-Wege-Sein". Maria war immer Gott zugewandt. Bei ihr gab es kein Schwanken zwischen „Pilgerschaft den Weg entlang" und Stehenbleiben, um sich dem Nichts-Sein vor Gott zuzuwenden. Ununterbrochen war sie „auf dem Wege", täglich wachsend an Gnade und an Teilnahme am Leben Gottes.

Immer tiefer ließ Gott die Jungfrau hineinwachsen in den Zustand der Begnadung. Bei ihrer Geburt, ja seit ihrer Unbefleckten Empfängnis schon, besaß Maria Gottes Gnade „ganz und vollkommen" (St. Thomas, III, qu.7,a.9). Durch diese Gnadenfülle sollte sie der Gottesmutterschaft würdig werden. Als Maria Jesu Mutter geworden war, hatte sie diese hohe Würde erreicht. Noch größer an Gnaden wurde sie durch ihr Gottesmutter-Sein. Höchste und vollendete Begnadung aber erreichte Maria, als sich ihr im Himmel das

ewige, volle Besitzen Gottes öffnete.

Kurz schreibt St. Thomas über den „Weg" Mariens: „Zuerst erlangte sie in ihrer Heiligung (Unbefleckte Empfängnis) die Gnade, welche zum Guten geneigt macht. In ihrer Empfängnis des Sohnes Gottes wurde ihre Gnade vollendet, indem sie im Guten befestigt wurde. In ihrer Seligkeit aber wurde dadurch ihre Gnade vollendet, daß sie im Besitz des allerhöchsten Gutes war" — im Besitz Gottes (III, qu.27,a.5).

Maria war „auf dem Wege" von der hohen Anfangsgnade ihrer Unbefleckten Empfängnis zur Gottesmutterschaft, und von dort zur Verewigung ihrer strahlenden Gottähnlichkeit in Gott selbst. Gott ließ die Gnade, Marias Teilnehmen am Leben Gottes, ununterbrochen wachsen, und Maria wirkte immer mit. Von Tag zu Tag wuchs sie an Gnade, weil ihr Leben stets wachsende Gottesliebe war. Gott zog Maria an sich, und Maria ließ sich nicht nur anziehen, sie eilte auf ihrem „Wege" aus freiem Willensentschluß dem Gotte ihrer Liebe zu.

Das ist „Maria auf dem Wege". Die Mutter und Braut des Herrn — und die große Zuflucht der Menschen „auf dem Wege" und auch „abseits des Weges". Das ist „Maria vom Wege", zu der wir flehend beten: „Nach diesem Elend zeige uns Jesus, die hochgebenedeite Frucht deines Leibes!"

„Nach diesem Elend" — das wirkliche Elend unseres Erdendaseins sind ja nicht so sehr Krankheit, Herzweh, Hunger, Not und alles andere, was wir hienieden zu erdulden haben. Das wahre Elend unseres „Weges" ist: „Es tut mir leid und bin betrübt, daß ich Dich, Gott, so spät geliebt!", ja, daß es immer später wird und diese Liebe überhaupt noch nicht da ist.

Es kommt die Furcht. Die Furcht vor dem Gericht. Es kommt die Furcht — denn „abseits des Weges" sind wir, dem Nichts-Sein zugewandt, weil wir immer wieder aus uns selbst „etwas sein" möchten. Sterben wir in diesem Zustand, werden wir nichts bleiben für immer.

Es kommt die Furcht. Sie mag eine Furcht vor Gott sein — da ist aber „Maria vom Wege", zu der wir beten dürfen: „Du kannst mir ja helfen, o Mächtigste! Du willst mir ja helfen, o Gütigste! Du mußt mir ja helfen, o Treueste! Du wirst mir auch helfen, Barmherzigste!"

Die Kirche sagt, daß wir so beten dürfen, daß wir so beten sollen. Maria, die Immerwährende Hilfe, kann helfen, die Furcht vor Gott zur Gottesfurcht in uns zu wandeln. Zur Gottesfurcht, die eine Gabe des Heiligen Geistes ist und der „Anfang aller Weisheit". Jener Weisheit, die uns wieder auf den „rechten Weg" stellt und uns dort hält.

Wir sind „auf dem Wege", und weit ist dieser „Weg" und schwer. Ob unser Leben lang oder kurz: Der „Weg" ist weit, denn er reicht von der Sünde bis zu Gott, und dazwischen liegt das Kreuz. Das Kreuz des Sterbens zum ewigen Tod oder zum ewigen Leben. Denn einer muß immer sterben: Entweder das Ich mit all den vielen Wünschen und Begierden der Habsucht, des Fleisches und des Stolzes, oder aber Gott „stirbt" in mir und lebt nicht mehr in mir, noch ich in Ihm.

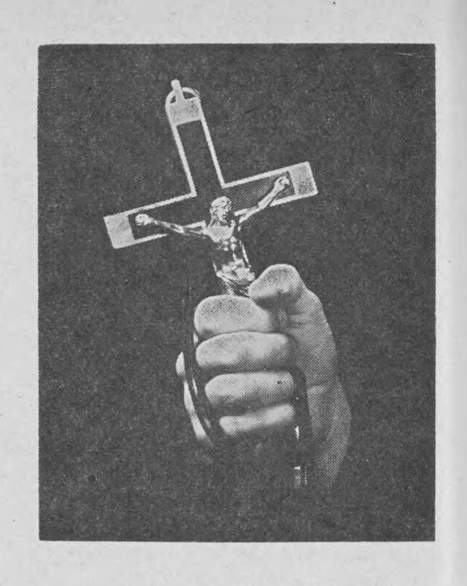
„Odigitria", Wegleiterin, ist uns Maria. Als „Maria vom Wege", „Maria vom Guten Wege", „Maria von der Straße", „Maria von der Straßenecke" wird sie vom Volke verehrt. Auch als „Unsere Liebe Frau von der Guten Begegnung".

Gott hat es so eingerichtet, daß wir ihr auf unserem „Wege" begegnen können, als Mutter und Zuflucht und Hilfe und Mittlerin.

Und dafür lieben wir Gott!

Wie der Vater der Urheber der Schöpfung und der Sohn der Urheber der Erlösung, so ist der Heilige Geist der Urheber der Heiligung des Menschen. Er ist der Geist der Liebe und der Kraft: „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher!"

"Das Evangelium zu kuenden"



„Den Armen das Evangelium zu künden, hat mich der Herr gesandt", heißt der Wahlspruch der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Es predigen die Oblaten von den Kanzeln, meistens immer nur in den Kirchen der ärmeren Bevölkerung, und es predigen die Oblaten mit der Feder.

Neben ihren Fachzeitschriften gibt die Genossenschaft der Oblaten im ganzen 29 Zeitschriften fürs Volk heraus. Davon 14 in französischer, 8 in englischer, eine in französisch-englischer, zwei in deutscher, und je eine in holländischer, italienischer, spanischer und polnischer Sprache. In Europa erscheinen 10, in Canada zehn, in den Vereinigten Staaten Amerikas vier, in Südafrika zwei, in Haity, auf der Insel Ceylon und den Philippinen je eine.

Viele dieser Zeitschriften tragen den Namen Mariens. Wir haben da Monatsblätter unter dem Namen: „Immakulata", „Lourdes-Bote", „Die Unbefleckte", „Stimme Mariens", „Missionskönigin", „Die Reinste", „Der Immaculata-Bote", „Der Marienbote", „Maria Immaculata", „Unsere Liebe Frau vom Schnee" und „Die Inseln Mariens".

Das geschmackvollste und reichhaltigste dieser Blätter ist die von den Hünfelder Oblaten, Deutschland, herausgegebene Monatsschrift „Der Weinberg". Auch die meisten unserer französischen und englischen Oblatenblätter können sich an Inhalt und Aufmachung mit jeder anderen katholischen Monatsschrift messen.

Arm ist nur unser Marienbote, der heute seinen 25. Geburtstag feiert. Doch seine Armut schändet nicht — obwohl wir sehr wohl wissen, daß armes Papier und ärmste Illustrierung ein Blatt nicht populär machen. Arm sind wir jedoch nicht an Mut und Gottvertrauen, unser Werk weiterzuführen, so lange es nur geht.

Der von den Oblaten herausgegebene Marienbote hat immer gesucht, für die Oblaten selbst viel Liebe zu haben. Er hat nie gegeizt, besonders den Oblaten der St. Marienprovinz seine Zeilen zu widmen. Man hat uns hier und da zu überzeugen gesucht, daß Jubiläen, Todesfälle, Kirchen- und Missionsarbeit einzelner Oblatenpatres „nicht von allgemeinem Interesse" wären und deswegen auch weniger zu erwähnen seien. Der Marienbote hat jedoch derartige Dinge zum allgemeinen Interesse zu machen gesucht. So etwas war ihm immer Ehrenpflicht.

Obwohl der Marienbote nicht als Missionsblatt im strengen Sinne des Wortes gedacht ist — er ist das Familienblatt der deutschsprechenden Familie Canadas — hat er doch nie versäumt, auch von den Oblatenmissionen zu sprechen. Oblatenmissionare waren es, die in den ihnen angewiesenen Gebieten Westcanadas der Kirche und dem Leben der Kirche Fundament gelegt. Deutsche Oblatenmissionare haben unseren deutschsprechenden Einwanderern Kirchen gebaut, Zeitungen redigiert, zu Battleford ein Priesterseminar und ein Knabenkolleg eröffnet, das „Salve Regina" in die Hand gegeben, Land, Schule, Krankenhaus, Pfarrei und Vereinsleben besorgt. 64 deutschsprechende Oblatenpriester, von unseren Pionierpatres zum Priestertum angeleitet und in Battleford erzogen, arbeiten heute im Westen Canadas, vier weitere in den Indianermissionen des Yukon Gebietes, und einer in Südafrika.

Daß diese Werke gesegnet bleiben, sich weiter verbreiten und uns den Marienboten erhalten — *dazu helfe uns Gott!*

Es gibt in der Kirche 40 Priesterorden und Priestergenossenschaften mit über 1000 Mitgliedern. Der älteste Orden des Abendlandes wurde im Jahre 529 vom hl. Benedikt gegründet. Die Genossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria besteht seit dem Jahre 1816. Der stärkste Orden der Kirche ist die Gesellschaft Jesu, die Jesuiten, mit über 30 000 Mitgliedern. Ihnen folgen die Franziskaner (ca 25 000), die im Jahre 1841 vom hl. Johannes Bosko gegründeten Salesianer (über 16 000), die Kapuziner (über 14 000), die Benediktiner (über 10 000), die Dominikaner (über 8000), die Redemptoristen (über 7000), und an achter Stelle die Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria mit 6890 Mitgliedern.

25 Jahre Priesterbildungsanstalt

Das einst so blühende katholische Leben der deutschsprechenden Katholiken des Westens gehört noch lange nicht der Vergangenheit an. Wohl macht sich der Übergang vom Deutschen zum Englischen immer stärker bemerkbar, neben dem rein deutschen Seelsorgedienst am Neueinwanderer des Westens gibt es aber doch noch sehr viele alte Landgemeinden, in denen die deutsche Predigt und das deutsche Kirchenlied Sonntag für Sonntag zu hören sind.

Es hat der deutsche Katholizismus der Prärieprovinzen immer noch seine für die Seelsorge am katholischen Einwanderer höchstwichtige Bedeutung. Hier im Westen finden wir die hohen kirchlichen Persönlichkeiten, deren Einfluß auf die deutsche Seelsorge in Canada von entscheidendem Gewicht ist: An der Spitze der Diözese Saskatoon, Sask., steht als Oberhirt der deutschstämmige Bischof Franz Joseph Klein. Das Kirchenterritorium Muenster, Sask., steht unter der Leitung des um die deutsche Einwandererseelsorge hochverdienten Abt-Ordinarius Severin Gertken O.S.B. In Saskatoon, Sask., finden wir das Provinzialamt der St. Marienprovinz der deutschsprechenden Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria.

Und in Battleford, Sask., feiern diesen Herbst das St. Karl-Priesterseminar und das St. Thomaskolleg der Oblaten ihren 25. Geburtstag.

Gründer des Seminars und Kollegs ist Pater Thomas Schnerch O.M.I., Provinzialobere der St. Marienprovinz von 1929 bis 1935. Sein leitender Gedanke war: Einheimische, deutschsprechende Priester für die deutschsprechenden Katholiken Canadas zu erziehen. Einheimische, aus deutsch-katholischen Familien stammende und im canadischen Kirchen- und Kulturleben verwurzelte Priester sollten es sein. Denn ihnen sollte die Aufgabe obliegen, den langsamen, nicht aufzuhaltenden Übergang der Nachkommen unserer Pionieransiedler vom Europäischen ins canadische Kulturleben auf katholischem Wege zu halten und ins Katholische zu leiten.



Priesterweihe in Battleford

Die aus Battleford hervorgegangenen Oblatenpriester haben diese ihnen anvertraute Aufgabe ganz im Sinne der Kirche lösen können. Als junge Priester immer in naher Fühlungsnahme mit den alten Pionieroblaten aus Deutschland lebend, mit jenen Patres, die den Grund des katholischen Lebens unserer Deutschen in Canada gelegt, konnten sie stets das richtige Gleichgewicht zwischen Glauben und Althergebrachten einerseits, und dem Deutschen und Englischen andererseits halten.

Neben den zehn canadisch-deutschen Oblatenpatres (ein elfter ist gestorben, ein zwölfter ist heute Bischof von Kimberley, Südafrika), die vor der Gründung des Seminars zu Battleford Priester werden konnten, arbeiten heute 51 in Battleford herangebildete canadische Oblatenpriester deutscher Abstammung in den Werken der St. Marienprovinz. Vier weitere „Battleford-Oblaten" aus deutscher Familie wirken in den Missionen des Yukongebietes, in Südafrika, und in den Vereinigten Staaten Amerikas.

Wir haben hier nur die in Battleford geweihten Patres deutscher Eltern genannt. Neben

ihnen hat das Oblatenseminar zu Battleford auch Oblatenkleriker anderer Nationalitäten zum Priestertum führen können.

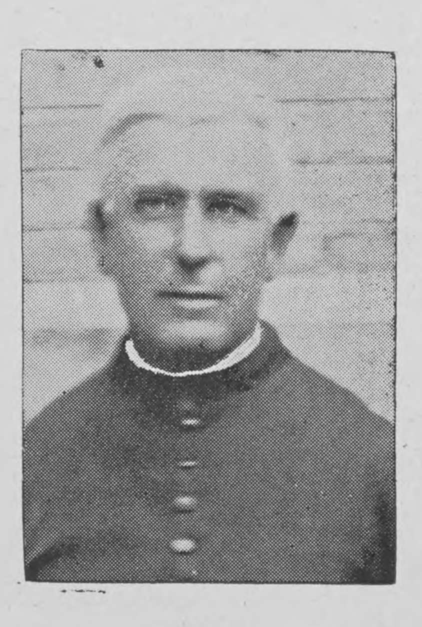
Beide Lehranstalten, das St. Karl-Seminar und das St. Thomaskolleg, verkörpern ein Stück der Seelsorgegeschichte am deutschen katholischen Einwanderer in Canada. Beide Priesterbildungsanstalten sind Werke der St. Marienprovinz, und die St. Marienprovinz wurde eigens der Seelsorge am deutschen Einwanderer wegen gegründet. Battleford ist der Stolz, die Freude und auch die große Sorge der St. Marienprovinz der Oblaten. Dort werden Knaben auf die Seminarstudien vorbereitet, dort werden junge Kleriker auf spätere Arbeit vorbereitet und zum Priestertum geführt, dort wird auch der Marienbote herausgegeben.



Seminarkapelle

Alles das wird eines einzigen Ideals wegen getan: Treu zu bleiben der Sendung der St. Marienprovinz — dem Katholiken deutscher Abstammung das Evangelium zu predigen und das ewige Brot des Evangeliums zu geben. Dem Katholiken deutscher Abstammung Pfarrkirche und Pfarrgemeinschaft zu bauen. Ihn durch Gnadenvermittlung, durch Predigt und durch das geschriebene Wort in der Nähe Christi zu halten.

Für allen Himmelssegen über Battleford lobsingen wir Gott!



Im Juli d. J. konnten die Oblaten der St. Marienprovinz und die Pfarrgemeinde von Southy, Sask., das diamantene Priesterjubiläum des hochw. P. Leo Gabriel O.M.I. begehen. Pater Gabriel amtiert trotz seiner 84 Lebens- und 60 Priesterjahre immer noch als Pfarrer von Southey.

Die Kirche ehrt ihre Priester. Das konnten unsere Gläubigen beobachten, als sie an der Spitze der vielen Festgäste Kardinal McGuigan von Toronto, Erzbischof O'Neill von Regina, und Bischof Klein von Saskatoon sahen. Bischof Klein hielt die Festpredigt. Gottes und der Unbefleckten reichsten Segen dem hochbetagten Jubilar mit dem Oblatenkreuz! –

Der Marienbote und das Priestertum

"Du bist PRIESTER in Ewigkeit"

Durchblättert man die 283 bisher erschienenen Nummern des heute seinen 25. Geburtstag feiernden Marienboten, wird man bald gewahr, daß des Marienboten Ehrfurcht vor dem Priestertum und seine Liebe zu ihm etwas mehr als nur durchschnittlich ist. Wenn je viel Herz in seine Zeilen gelegt werden, so ist es immer dann, wenn von Maria und vom Priestertum die Rede ist.

Beide, Maria und das Priestertum, sind uns dem Erlöser untergeordnete Mittler zu Gott. Maria nach ihrer von Gott gesetzten Bestimmung, das Priestertum, geheimnisvoll mit Christus verbunden, in seiner eigenen, sakramentalen, von Christus selbst geformten Art.

Bischof Eugen von Mazenod, der heiligmäßige Stifter der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria, widmete fast das ganze Vorwort und vier der einführenden zehn Artikel der Oblatenregel seiner Sorge um die Heiligkeit des Priestertums und seiner Liebe zu den großen Geheimnissen der Weihe.

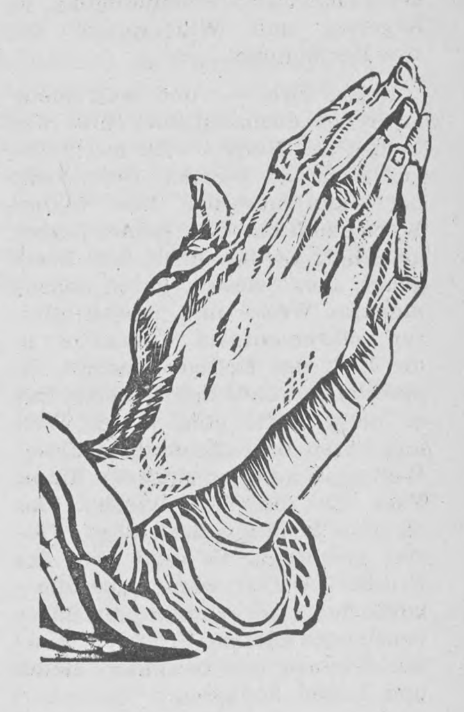
Es vererbt sich immer etwas von den Vätern auf die Söhne. Auch Eugen von Mazenods Liebe zum Priestertum hat sich weiter vererbt — bis auf den kleinen, von den Oblaten herausgegebenen Marienboten. Jede Gelegenheit benutzt der Bote, sei es Priesterweihe, Priesterjubiläum oder Priesterbegräbnis, über das Priestertum zu sprechen.

An der Spitze der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria steht seit Mai 1947 als Generaloberer der hochw. Pater Leo Deschâtelets O.M.I., ein Canadier. Brennender, drängender Geist geht von ihm zu seinen Oblaten in aller Welt. Ein Geist, ununterbrochen drängend, jene Teile des Gnadenreiches Gottes, in denen der Oblate wirkt, durch Maria und durch ein ganz nach der Oblatenregel gelebtes heiliges Priestertum zu durchchristlichen. Wenn es um die Ideale des katholischen Priestertums geht, wie sie dem Stifter der Oblaten einstens vor Augen gestanden, dann spart Generaloberer Leo Deschâtelets O.M.I. weder an Energie noch Zeit oder Geld. Jahr für Jahr versammeln sich dank seiner zielbewußten Anleitung die canadischen, amerikanischen und europäischen Priestererzieher der Oblaten, um über das Priestertum zu sprechen, das sie in unseren Oblaten-Seminaristen aufzubauen von der Kirche die Sendung haben.

Es hat sich in der Nachkriegszeit, besonders nach dem von Papst Pius XII. eingesetzten Marianischen Jahr (8. Dezember 1953 bis 8. Dezember 1954) in der katholischen Welt eine tiefgreifende Erneuerung und auch Klärung der Marienandacht bemerkbar gemacht.

Während Maria als Mittlerin und Mutter von Millionen neu ins Herz genommen wurde, hat die Überzeugung von der Notwendigkeit des „Mittlers und Vaters" — des von Christus aus dem Volke erwählten Priesters — nicht ganz mit der neuen Marienliebe Schritt gehalten. Wohl wird das Priestertum vom Volke hochverehrt, wohl weiß man sehr genau, daß man den Priester brauche. Es fehlt aber in erschreckender Weise an Vätern und Müttern kommender Priester! Die Kirche leidet größten Priestermangel.

Der Zeitgeist des Geldes, des maßlosen Genießens und des Interesses an rein natürlichen technischen Arbeiten und Errungenschaften hat auch die besten der immer noch gut katholischen Familien erfaßt. Es plant die Familie heute mit vielen Geld- und Arbeitsopfern für diese Welt, damit es der Sohn einmal „besser" habe.



Man plant nicht mehr mit Hilfe der urchristlichen Entsagungs-Opfer für jene andere Welt, aus der uns das Beste und Teuerste kommt: Gott und Sein allerbarmendes Lieben.

Das Priestertum zieht die moderne — deutlicher gesagt: die vom Diesseits-Geist erfaßte — männliche Jugend unserer katholischen Familien nicht mehr an. Das Priestertum bietet, weltlich gesprochen, nichts. Es fordert, bei lebendigem Leibe zum wandelnden Denkmal des Leidens und des Sterbens des Herrn zu werden. Und so etwas will keiner, der nicht von frühester Jugend auf an Entsagung „aus Liebe zu Gott" gewöhnt ist.

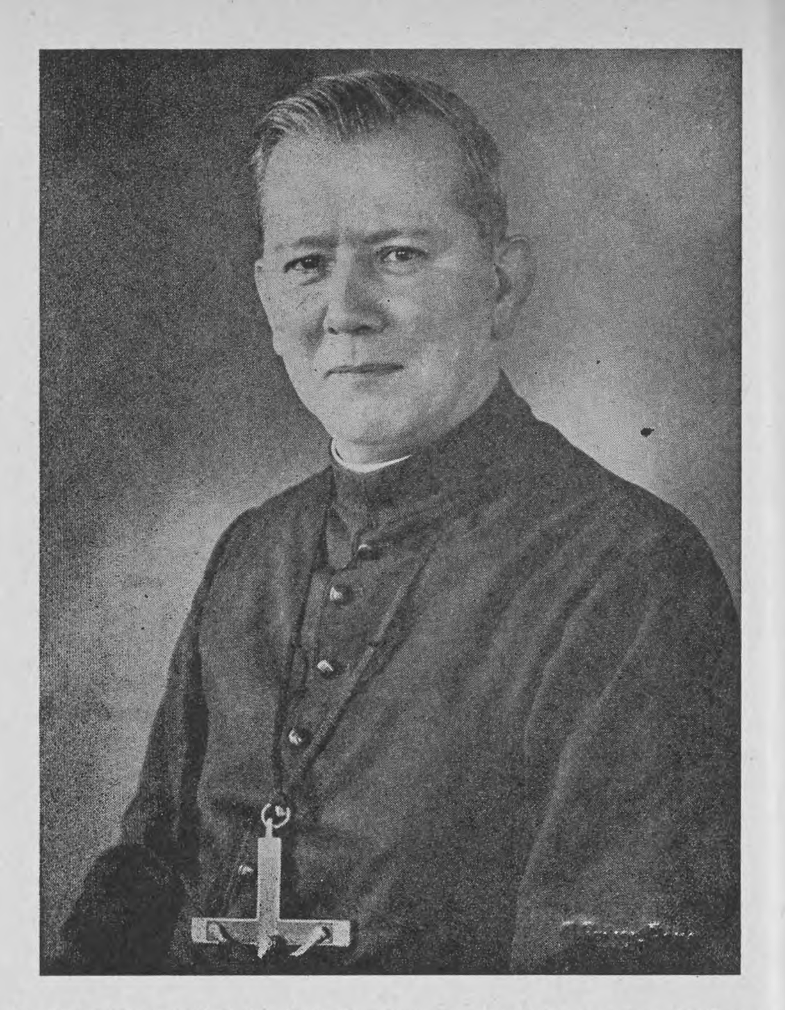
Auch fordert das Priestertum, ein ganzes Leben lang, mitzeiten selbst unter allerschwersten Opfern, immer nur für andere da zu sein. Nie für sich selbst, nie für eigene Ansichten, Neigungen oder Liebhabereien.

Immer nur für andere, um ihnen zu geben das zweifache Brot des Herrn, von dem Christus im 6. Johanneskapitel spricht: das Brot der gepredigten Wahrheit des Herrn und das eucharistische Brot des Leibes des Herrn. Das gepredigte Brot des Herrn macht in den Augen der Welt zum Toren. Es verursacht viel Verdemüdigung, ja Ärgernis und Widerspruch bis zur Verfolgung.

Dieses Brot — und weit mehr noch das eucharistische Brot des Leibes des Herrn — ist aus heiliger Seele zu reichen. Denn Gott hat nicht nur das Brot Seines Wortes und das Brot Seines Leibes geheiligt, Er hat auch den Brotgeber, den Priester, durch sakramentale Weihe und unaustilgbaren sakramentalen Charakter in die Welt des Heiligen gestellt. So geweiht hat Gott den Priester, daß er nicht mehr ganz dieser Welt angehören darf. Er muß in dieser Welt sein und er muß in dieser Welt für die Welt wirken. Das ist seine Sendung, dazu ist er Priester geworden. Es muß aber des Priesters Wirken immer aus überweltlichen Überlegungen, aus überweltlichem Sinnen, Trachten, Wollen, Können und besonders Beten und Leben kommen.

Das sind Pflichten, von denen die Eltern heute ihren Söhnen leider nicht mehr viel erzählen. Die Welt ist furchtbar laut. Man kann sich kaum der vielen Anpreisungen wehren, die sie uns in die Ohren drängt und mit denen sie uns zu zeigen sucht, was wir nicht alles haben können, was wir nicht alles werden können, und was wir nicht alles heute schon sind: Modern, Menschen eines wissenschaftlichen Zeitalters, aufgeschlossen den Freuden der Welt, berufen zu hohem Geldverdienen.

Eigenartig, welche Macht da die von menschlichen Ohren unvernehmbare Stimme der Berufung zum Priestertum zeigt. Wo immer fromm katholische Eltern sich die Mühe des beharrlichen Betens und des christlich belehrenden, überzeugenden Elternwortes geben, geschieht es immer wieder, daß der Sohn plötzlich nicht mehr der Welt zulauscht, sondern sich anziehen läßt vom stillen Wort des Rufens Gottes. Er wird Priester.



P. Léo Deschâtelets O.M.I., der Generalobere der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria. Unermüdlich wirkt er — in allem als treuester Sohn dem Oberhaupt der Kirche folgend — für Klarheit in der katholischen Marienlehre, für Tiefe der Liebe zu Maria, und für ein heiliges, gottanstrebendes, eifrigst apostolisches Priestertum in den Seelen seiner Oblaten.

Wo die Eltern sich nicht die Mühe geben, zu beten, zu belehren und zum Leben des Entsagens „aus Liebe zu Gott" anzuleiten, bleibt der Sohn gewöhnlich beim Zulauschen der Stimme der Welt. Gott will ihn haben, doch er verwirtschaftet seinen Beruf.

Es hat der Marienbote sehr oft vom Priestertum gesprochen. Er hat es getan, um Berufe zu wekken, um unsere katholischen Eltern darauf aufmerksam zu machen, daß es ihre Pflicht ist, zum Priesterberuf anzuleiten, Lust, Liebe und Begeisterung für den Priesterberuf in die Herzen ihrer Söhne hineinzubeten und durch Wort und Beispiel hineinzulegen.

Es hat der Marienbote oft vom Priestertum geschrieben, um zu zeigen, was Gott an uns tut: Er klopft an die Türen seiner sündhaften Menschen und Er tut kund, daß Er sich einen Sohn für sich erwählt hat — damit er Opfer werde und opfernder Priester in Christus, zweiter, heute auf Erden lebender Christus. Dem Sohne Gottes „gleichgeformt" an Würde des Amtes, an Kreuzesnot und an Liebe bis zum Sterben, damit andere leben können in Gott für alle Ewigkeit.

Maria und das Priestertum —

Schluß auf Seite 15

Aus 25 September Ausgaben

Im September 1932 wurde der Marienbote als Pfarrblatt der St. Mariengemeinde,Regina, Sask., gegründet. Er war zweisprachig, deutsch und englisch. Im September 1934 wurde er zur katholischen Monatsschrift aller deutschsprechenden Katholiken Canadas. Im September 1948 ließ er seinen monatlichen englischen Text zum eigenen Blatt, zur Monatsschrift „Our Family", werden. Wir bringen im Folgenden Auszüge aus den Septembernummern des Marienboten. Sie geben uns Einblick in des Marienboten Streben und Wirken.

„Papst Pius X. hat einmal gesagt, daß die Gründung einer katholischen Zeitung viel wichtiger sei als eine neue Kirche zu bauen. Wenn auch der eben gegründete Marienbote nicht täglich erscheinen wird, so wird er seinem Zweck doch voll entsprechen, denn er wird den Geist unserer Mutter, der katholischen Kirche, in euren Seelen immer lebendiger werden lassen, wird die Leser anregen, dem Besseren nachzustreben, wird ihnen Hilfe geben und neuen Mut im täglichen Kampf um das Heil der Seelen."

Kardinal McGuigan,
September 1932

„In schwerer Zeit hat der Marienbote im vorigen Jahr seine Gründung erlebt. Jetzt, da er seinen ersten Schritt in ein zweites Jahr setzt, hat sich der Druck der wirtschaftlichen Not um keinen Deut vermindert. Im Gegenteil! Mit Sorge und Bangen blicken wir in die Zukunft und wissen nicht, was sie uns bringen wird. Doch — der alte Gott lebt noch! Das gibt auch dem Marienboten Mut, seinen 2. Jahrgang anzutreten. Er ist ein Bote, der dir nur Gutes will. Er kommt in bescheidenem Gewande mit der Bitte: Nimm und lies mich!"

P. Alphons Schaller, O.M.I.,
Schriftleiter,
September 1933

„Von unserer Seite liegt das aufrichtige Bestreben, den Marienboten, bisher Pfarrblatt der St. Mariengemeinde zu Regina, Sask., zu einer allgemeinen Monatsschrift für alle auszubauen. Es ist unser Wunsch, das Pfarrblatt zum guten Freund aller Familien unserer deutschsprechenden Familien Canadas zu machen."

Die Schriftleitung
September 1934

„Durch Mangel an Religionsunterricht gehen hierzulande alljährlich Hunderte von Kindern der katholischen Kirche verloren. Was könnte da alles an Rettung unschuldiger katholischer Kinder getan werden, wenn alle katholischen Lehrer sich nach der vorgeschriebenen Schulzeit dieser Kinder annehmen würden, um ihnen eine halbe Stunde Religionsunterricht zu geben."

P. Paul Hilland O.M.I.
September 1935

„Als man vor Jahren Tausende von Einwanderern nach Canada einlud, gab man jedem erwachsenen Manne eine „Heimstätte", damit der Einwanderer hier nicht heimatlos und ohne Existenz bleibe, und so dem Staate zur Last falle. Eine solche „Heimstätte" ist auch die Muttersprache, welche jeder Einwanderer aus der alten Heimat mitgebracht hat. Sie ist auch „geschenkt"; man braucht nur ein wenig Anstrengung zu machen, um sie sich selbst und seinen Nachkommen zu erhalten."

P. Phil. Funke O.M.I.
September 1936

„An unsere Freunde! Die immer weiter umsichgreifende wirtschaftliche Not, von der unsere Provinz Saskatchewan so schwer betroffen wurde, wird uns leider zwingen, unser Priesterseminar und Knabenkolleg zu Battleford zu schließen — falls großherzige Menschen nicht sofort helfen! Senden Sie uns bitte Meßstipendien."

Pater Superior O.M.I.
Oblate House of Studies,
Battleford, Sask.
September 1937

„Weißt du schon, daß der schöne Ausdruck „Fürchte dich nicht" genau 365 mal in der Heiligen Schrift vorkommt, also einmal für jeden Tag des Jahres?"

September 1938
Vorkriegstage

„Krieg! — Kein Krieg kann der Menschheit so schaden, wie ihr die heutige Gott- und Sittenlosigkeit schadet. Die weiße Rasse droht langsam auszusterben. An ihrer eigenen moralischen Fäulnis geht sie zugrunde. Wundern wir uns, daß Gott als himmlischer Arzt das Messer ansetzt? Die Operation an den faulen Gliedern mag furchtbar sein, aber sie ist vielleicht das einzige Mittel, die kranke Menschheit zu retten."

P. Phil. Funke O.M.I.
September 1939

„Noch ist Hoffnung, daß die Segensmächte der Liebe, des Friedens und der Menschenfreundlichkeit zurückkehren zu uns. . . . Die Wehen, die gegenwärtig unsere Welt durchwühlen, sind Geburtswehen. Etwas Neues wird

aus ihnen hervorgehen. Doch — was wird es sein?"

September 1940

„Wieder ist es September geworden. Zum dritten Male kommt dieser Spätsommermonat zu uns im Gewande des Krieges. Unsere Tageszeitungen brachten neulichst ein Bild, auf dem die Kriegsjahre 1945 und 1946 mit geschulterter Sense auf uns zumarschierend zu sehen sind. Man rechnet mit weiteren Kriegs-Septembern. Wie weit ist es noch bis zu jenem September, dessen Tage zeugen werden von der neuen Epoche, die man uns verspricht? Von der Epoche des Geborgenseins in einem Frieden vollsten Freibleibens von aller Furcht?"

September 1941

„Religion im Krieg! — Jede der kämpfenden Parteien behauptet, sie streite für den wahren Glauben und die rechte Sittlichkeit, für Gesundung und Wohlstand der Völker, mit einem Wort: Für wahre Kultur! Muß man solchen Behauptungen nicht mit größter Vorsicht begegnen? Wer kämpft, streng genommen, für wahre Kultur? Nur jene, die sich ganz und gar für Christus einsetzen. Ja, die ganze Frage dreht sich um die Stellungsnahme zu Christi Person. Christus oder Baal; ein totales Christentum oder entwürdigende Barbarei: Das ist die Wahl!"

P. Jos. Schneider O.M.I.
September 1942

„Ist unsere Kultur wirklich eine so „hohe Kultur"? Sieht man den Haß und die Ungerechtigkeiten, denen Millionen hilflos ausgeliefert sind, sieht man die technischen Meisterwerke unserer Tage, wie sie heute vernichtend und zerschlagend über Menschen und Städte losgelassen werden, dann beginnt man sich zu schämen, Kind dieser „Kultur" zu sein."

September 1943

„Unsere Soldatensöhne werden bald aus der Armee entlassen und nach Hause kommen. Auch viele junge Männer und Mädchen, die heute in der Kriegsindustrie unserer Großstädte arbeiten, werden bald heimkehren. Mit ihnen wird ein neuer Geist bei uns einziehen, den man in unseren katholischen Familien nicht gewohnt ist. Jetzt heißt es klug sein und vorbauen. Wir müssen sie alle für die Ideale des christlichen Lebens zurückgewinnen."

September 1944

„Der Staat ist nicht dazu da, „Seelenfragen" zu lösen. Er ist nur ein Diener Gottes in der äußeren Menschenordnung. Nur Gott kann Seelenordnungen festlegen. Und Er hat es getan. Bis das von der heutigen Menschheit verstanden wird, ist noch ein langer, blutiger Weg zurückzulegen."

P. Phil. Funke O.M.I.
September 1945

„Für die Hungernden in Deutschland eingenommen: $1,316.82"

September 1946

„Das Rufen des kriegszerschlagenen Deutschlands nach Brot wird immer klagender und hoffnungsloser. — Das auf unseren Feldern so reichlich wachsende Brot ist dem Menschen von Gott zur täglichen Speise gegeben, der Überfluß an Brot jedoch zur gerechten Verwaltung. Die Verwaltung des Überflusses verpflichtet im Gewissen: Dem Hungernden zuallererst.

Für die Hungernden in Deutschland eingenommen: $3,196.13"

September 1947

„Der Marienbote zieht um! Redaktion und Druckerei sind von Regina nach Battleford verlegt worden. Wir werden mit der Herausgabe einer neuen Monatsschrift in englischer Sprache beginnen. Der Marienbote wird in Zukunft nur noch in deutscher Sprache erscheinen."

September 1948

„Daß reiche Ernten den Menschen besser, frömmer, gottesfürchtiger machen, kommt nicht oft vor. Gewöhnlich erfüllt sich Gottes Plan meistens an den Armen, an den von Winden und Wettern, von Enttäuschung und Not Geschlagenen. Je schwerer das Kreuz, je bitterer die Tränen, je schlafloser die Nacht, um so freundlicher scheint der Kreuzesmann zu segnen. Doch — reich oder arm: Alles hängt immer davon ab, wie wir Ihm gegenüber stehen."

September 1949

„Die Oblatenpatres der St. Marienprovinz hoffen, Mitte Oktober das neue St. Thomaskolleg zu North Battleford eröffnen zu können. Zum ersten Oberen wurde Pater Thomas Schnerch O.M.I. ernannt, dem der Marienbote Geburt und Anfangsentwicklung verdankt."

September 1950

„Die moderne christusfeindliche Welt verschließt sich allen Höhenblicken, die das Leid der Erde erklären und verklären. Sie denkt nicht an den Schmerz und die Glorie des Erlösers und der Erlösermutter. Sucht vielmehr die Last und Qual der Erdenwanderung durch Sinnenbetäubung zu lindern und zu vergessen."

P. J. Schneider O.M.I.
September 1951

Fünfundzwanzig Jahre lang dient der Marienbote dem deutschsprechenden Katholiken Canadas. Es waren keine leichten Jahre. Was die kommende Zeit bringen wird, weiss nur Gott. Treue sollte für Treue gegeben werden. Der deutschsprechende Zweig der katholischen Kirche Canadas hat immer noch ein Blatt: den Marienboten. Wollen wir uns den Boten erhalten? Ohne Opfer und ohne Ueberzeugung wird es nicht gehen. Die Opfer, um die wir unsere Leser bitten, sind einfach. Sie sind auch wahrhaftig nicht „untragbar". Sie heissen: Das Lesergeld bezahlen; neue Leser werben; den Marienboten durch wohlorganisierte Arbeit in jede katholische Gemeinde — besonders der Neueinwanderer — einführen. Und zwar nicht erst nächsten Monat oder nächstes Jahr, sondern heute noch. Das Werk muss jetzt beginnen. Werben wir für den Marienboten!

„Ohne Saat keine Ernte, ohne Lesen und Sinnen keine Gedanken. Unser Zeitalter hat eine gedankenlose Generation von Menschen hervorgebracht. Wir schwätzen viel und denken zu wenig nach. Kein Wunder, daß wir über die wichtigsten Dinge des Daseins nichts mehr wissen."

September 1952

„Möge der erste Diözesanbischof von Kimberley, Südafrika, Msgr. Johannes Boekenfoehr O.M.I., (Mitgründer des Marienboten!), der in diesen Tagen von der St. Marien-Kathedrale von Kimberley Besitz ergreifen wird, das begonnene Werk fortsetzen, seinem Wahlspruch gemäß: Alles in Christus zu erneuern."

September 1953

„Wo alle Welt während des Marianischen Jahres der Mutter des Herrn huldigt, wollen auch wir Herz und Mund öffnen und singen und beten, damit auch uns durch Maria der Geist unseres Herrn Jesus Christus komme und Fleisch und Leben in uns werde: Sein Geist des Betens und der Tugend, Sein Geist der Gottes- und der selbstlosen Menschenliebe, Sein Geist des Opferns, der Friedfertigkeit, der Gerechtigkeit und der Milde."

September 1954

„Es tut wohl, den Fußspuren der Heiligen zu folgen. Ihr Wandeln geht den Fußspuren Jesu Christi nach und endet immer hoch oben auf dem Ölberg der Himmelfahrt."

September 1955

„Christus hat unser Schicksal gewirkt, vom Bösen zum Guten und zum Heiligen. Und Cchristus hat getragen das Kreuz des Schicksals der Menschen, das eigentlich uns hätte treffen sollen. Der Mutter des Herrn wurde jedoch die Gnade zuteil, ja sie wurde eigens dazu geschaffen, wie die Väter der Urkirche lehren, als zweite Eva mit Christus unser Schicksal vom Bösen zum Guten und zum Heiligen mitzuwirken."

September 1956

„Heute feiert der Marienbote seinen 25. Geburtstag. *Und dafür danken wir Gott!*"

September 1957

Priester in Ewigkeit
Schluß von Seite 12

zu Maria gehen wir, um uns von ihr schenken zu lassen Fürbitte, Segen, Schutz und Trost.

Das Priestertum fordert von uns, was wir von Maria erwarten: Es fordert, daß wir schenken, hingeben, opfern — und gern geben. Daß der Vater seinen Sohn hingibt und die Mutter ihr Kind, und daß der Berufene sich selbst dem Herrn schenkt, ganz und gar, mit allen seinen körperlichen, geistigen und seelischen Kräften und Talenten, Wünschen und Verlangen.

Das Hinschenken fällt uns immer schwer. Das Nehmen ist leicht. Und doch muß hingegeben werden, wenn die Welt von der katholischen Kirche empfangen will.

Gott hat so sehr die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn dahingab. So sehr sollte der Getaufte seinen Gott lieben, daß er immer bereit ist, seinen Sohn dem Herrn durch Beten und Bitten als Priester aufzudrängen!

Wir aber drängen viele unserer Söhne vom Priestertum ab! Wenn auch nicht immer dadurch, daß dem Berufenen von den Eltern verboten wird, Priester zu werden, so doch in vielen Fällen einfach dadurch, daß wir keine Mühe aufbringen, zum Priesterwerden anzuleiten.

Daß unseren katholischen Vätern und Müttern das fromme Wünschen wiederkomme, Priestereltern zu werden ; daß die Berufenen treu der Stimme Gottes folgen; daß die Priesterstudenten in Kolleg und Seminar ihre Seelen dem Herrn hinhalten, damit Er sie „gleichförmig" mache mit Christus Jesus; daß auch unsere deutschsprechenden Neucanadier katholischen Glaubens dem schönen Beispiel der deutschen Pioniereinwanderer folgen und ihre Söhne dem Priestertum hingeben — *darum bitten wir Gott!*

Herr, ich sag' „Ja"
Zu allem, was Du willst,
Ich sage „Ja" zu allem, was da kommt,
Und ich sag' „Ja" zu allem, was da war,
Denn Herr, ich weiß, daß alles immer frommt.

Und ob ich auch durch dunkle Gründe geh'
Und über Höhen, sonnenüberglüht,
Ob meine Seele heil im Jauchzen schwingt;
Ob sie in allertiefster Not sich müht:

Ich weiß, es ist doch immer nur Dein Weg,
Den ich muß gehen, heut' und alle Tage;
Und weiß, Du siehst mir leise lächelnd zu;
Und zürnest nicht, wenn ich immer wieder frage
Und immer wieder lernen muß auf's neu,
Daß nur Dein Weg mich sicher macht und frei.

Agnes Schäfers

Noch immer hast Du mir Kraft gegeben,
Du starker Gott!
Noch immer sonnst Du mein kleines Leben,
Du weiser Gott!
Noch ist's als führst Du mich Höhenwege,
Du gütiger Gott!
Und wenn ich es so recht überlege — —
Du treuer Gott!
So ist kein Grund zum Klagen
Und ist kein Grund zum Zagen — —
Du bist bei mir tagaus, tagein,
Wie sollt' ich denn verlassen sein?

Isa Ernst

Der Marienbote und deutsches Singen und Beten

Das Gesangbuch "Salve Regina"

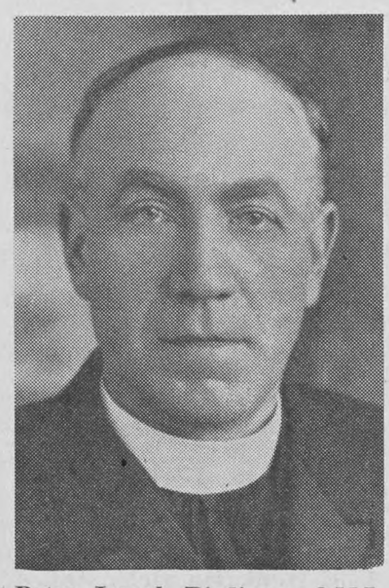
Zum 45. Geburtstag

Überall in unserem weiten Canada, wo in den Kirchen deutsch gesungen und gebetet wird, benutzen Priester, Kirchenchor und Volk das schöne Gesangbuch „Salve Regina". In Berichten aus unseren deutschen Gemeinden wird es oft erwähnt. Hier und da nennt man es „das Courier-Gesangbuch". Da das „Salve Regina" vom Verlaghaus der Wochenzeitung „Der Courier", Regina, Sask., herausgegeben wird, ist es zu dieser Benennung gekommen.

Schade, daß den neusten Ausgaben das Vorwort zur ersten Auflage dieses prächtigen Buches genommen wurde. Man weiß heute nicht mehr, wer die Männer waren, die uns nach mühevoller Arbeit und sorgenreichstem Planen dieses Buch in die Hand legen konnten.

Die erste Ausgabe des „Salve Regina" trägt das Datum des Rosenkranzfestes (Oktober) 1912. Verfasser war der am 30. Januar 1951 zu Melville, Sask., verstorbene Oblatenpater Joseph Riedinger. Als Verleger zeichnete sich der inzwischen verstorbene deutsche Zeitungsverleger Johannes W. Ehmann aus Regina — ein hochtalentierter Organist, dessen kirchenmusikalische Ratschläge, dessen Überzeugung von der Notwendigkeit eines Gesangbuches für den kirchlichen Gottesdienst und dessen Geschäftsmut dem Entstehen des „Salve Regina" wertvollste Hilfe geben konnten. Der Druck war von Friedrich Pustet in Regensburg, Deutschland. Bischof O. E. Mathieu von Regina gab dem „Salve Regina" das erste „Imprimatur". Die erste Ausgabe hatte 1023 Seiten.

Um 1941 war das „Salve Regina" vergriffen. Dank der Zusammenarbeit der Söhne des verstorbenen Joh. W. Ehmann, der Herrn Wilfried und Joh. M. Ehmann, und des im Jahre 1945 verstorbenen Musikkenners P. Franz Lutz O.M.I., kam es im Jahre 1943 zu einer vollständig neu bearbeiteten dritten Auflage, die im Courierhaus zu Regina gedruckt wurde. Als Verleger zeichnen Wilfried und Joh. M. Ehmann.



Pater Joseph Riedinger O.M.I.
Verfasser des Gesangbuches
„Salve Regina"

Im Oktober 1912 schrieb P. Jos. Riedinger O.M.I. im Vorwort zur ersten Ausgabe des „Salve Regina": „So möge denn das „Salve Regina" hinausziehen in die deutsch-canadischen Lande und sich die Liebe der deutschen Katholiken Westcanadas erobern! Mögen seine heiligen Melodien widerhallen, die Gemüter erfreuen und die Seelen zu Gott hinziehen bei der Arbeit und bei der Ruhe, in Haus und Kirche, in Wald und Flur, überall, wo treue katholische deutsche Herzen schlagen."

Alles hier Ausgesprochene ist dem „Salve Regina" gelungen. Es wird dieses beliebte Gesangbuch wortwörtlich „bei der Arbeit und bei der Ruhe, in Haus, Kirche, Wald und Flur" von unseren Leuten benutzt. Heute singen selbst die gepflegten Kirchenchöre unserer deutschen Neucanadier-Gemeinden in den Städten Ostcanadas und an der Westküste ihr Lied aus diesem Buche.

Am Rosenkranzfest dieses Jahres feiert das „Salve Regina" seinen 45. Geburtstag. Möge aus seinen Seiten und ihm zur Ehre allüberall an diesem Tage ein frohes, frommes Lied erschallen. Ein Lied des Dankes an jene Männer, die vor über 45 Jahren, zur Pionierzeit und im damals noch wirklich kulturell, geographisch, wirtschaftlich und kirchlich „wildem Westen", dem deutschen Zweig der katholischen Kirche Canadas ein Gesangbuch gaben. Ein liturgisches Buch, das heute kaum „moderner" bearbeitet werden könnte.

„Salve Regina" — als ein Grüßen an Maria war dieses Buch gemeint. Der Verfasser, P. Jos. Riedinger, war Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria. Der Verleger, Joh. W. Ehmann, war Rußlanddeutscher. Beiden, den Oblaten und den Rußlanddeutschen, liegt es immer auf der Zunge: „Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn, in Freuden und Leiden ihr Diener ich bin!"

Erzkatholisches Glauben hatten sie beide mit nach Canada gebracht, die Oblaten und die Rußlanddeutschen. In zäher Arbeit haben Laien wie Joh. W. Ehmann den Pionierpriestern des Westens Canadas schaffend zur Seite gestanden. Eine der vielen Früchte dieser Pionierarbeit ist das „Salve Regina", das Gesangbuch, das uns

„Die Kirche leitet uns an zum rechten Gotteslob. In ihrem Schoss erwuchsen aus dem in der Heiligen Schrift enthaltenen göttlichen Samen die Liturgie, aber auch die anderen nicht streng liturgischen Andachtsformen. Gemäss dem göttlichen Auftrag muss sie darüber wachen, dass Gebet und Gesang den Geist Christi atmen, den wahren Glauben verkünden und die Menschen zu echter Frömmigkeit und zu einem christlichen Leben führen."

Matthias, Bischof von Trier

half und immer noch hilft, unseren Gottesdienst tief in den Gebräuchen, Zeremonien und Melodien der Kirche und des deutschen Katholiken zu verwurzeln.

Wollten nur auch unsere Neueinwanderer so für Glauben, Kirche und Muttersprache wirken und schaffen, wie jene es taten, die vor uns waren und für uns Sorge trugen. Von den Früchten ihrer Arbeit zehren wir heute.

Der Marienbote selbst hat eigentlich nichts mit dem Gesangbuch „Salve Regina" zu tun. Der Marienbote bedeutet aber doch 25 Jahre der fünfzigjährigen Arbeit der deutschen Oblaten Canadas im Dienste des katholischen gedruckten Wortes. Eines der größten Werke dieses katholischen Pressedienstes der Oblaten ist das „Salve Regina". Der Marienbote gab im Jahre 1945 das deutsche Andachtsbuch „Wir beten" heraus. Es waren damals keine deutschen Gebetbücher mehr zu haben. Weder in Canada noch in den Vereinigten Staaten. Die Nachfrage war groß. Der Marienbote konnte helfen.

Und dafür loben wir Gott!



Pater Franz Lutz O.M.I.
Er half das „Salve Regina" neu zu bearbeiten

Die Eltern müssen Gnadenvermittler sein für ihre Kinder. Ich frage euch nun: Wie können Vater und Mutter Gnadenvermittler sein, wenn sie selber nicht in der Gnade leben. Wie können Eltern es über sich bringen, wenn sie durch die Sünde, vielleicht durch eine gottwidrige Lebensweise das Gottesbild im eigenen Herzen zerstört und geschändet haben, mit ihren unschuldigen Kindern im gleichen Hause, in der gleichen Stube zusammenzuleben? Wobei sie sich doch sagen müssen: durch unsere Sünde wird die Gnade und Unschuld unserer Kinder belastet und gefährdet. Muß da nicht bei Tag und Nacht das Gewissen mit Hammerschlägen an das Herz pochen: Kehrt doch zurück zum Leben der Gnade um eurer Kinder willen!

Bischof Dr. Joseph Gargitter von Brixen in seiner Silvesterpredigt 1954.

* * *

Wenn ihr einen Priester seht, so sollt ihr euch sagen: „Der ist's, der mich zum Kind Gottes gemacht und mir durch die heilige Taufe den Himmel geöffnet hat; der mich von meinen Sünden reinigt und meiner Seele Nahrung gibt."

Hl. Pfarrer von Ars

* * *

Buße ist nicht äußere Leistung, sondern innere Tat. Kein Opfer kein Bußwerk, keine Abtötung hat entscheidenden Wert, solange du nicht das Innerste deines Wesens opferst.

Beda Naegele

„Das gemeinsame Singen und Beten beim Gottesdienst ist „das Opfer der Lippen, die den Herrn lobpreisen". Es ist daher nicht bloss ein Mittel, um der inneren Andacht irgendwelchen, vielleicht gar lässigen Ausdruck zu geben, sondern selbst gottesdienstliches Tun, das eine fromme Ordnung und gehobene Ausführung verlangt."

Trierer Gesangbuch

„Geschehen möge in unseren Herzen Seine Barmherzigkeit! Getragen hat Ihn die Mutter im Schosse — tragen wir Ihn im Herzen! Schwanger geworden ist die Jungfrau von der Fleischwerdung Christi — schwanger werde unsere Brust vom Glauben Christi! Geboren hat sie den Heiland — gebären wir das Lob! Nicht seien wir unfruchtbar; unsere Seelen seien fruchtbar für Gott."

St. Augustinus

Transkontinentale Einwandererseelsorge

Wir haben hier in Canada transkontinentale Eisenbahn- und Flugfahrtlinien, das heißt direkte Verkehrsmöglichkeiten zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, von der canadischen Ostküste bis zur canadischen Westküste.

In der Hauptstadt der Prärieprovinz Saskatchewans, in Regina, wurde der Marienbote vor 25 Jahren als Pfarrblatt der deutschen St. Mariengemeinde gegründet. Zwei Jahre später wurde er zum Familienblatt der katholischen deutschen Familien Canadas. Da Saskatchewan der Mittelpunkt des deutschen katholischen Lebens Canadas war, ergab es sich von selbst, daß der Marienbote seine Leser hauptsächlichst in den Prärieprovinzen fand. Neben dem Marienboten erschien bis Juli 1947 der von den Benediktinern von Muenster, Sask., herausgegebene wöchentliche St. Petersbote.

Der St. Petersbote hat nach über 40 Jahren katholischer Pressearbeit sein Erscheinen eingestellt. Der Marienbote lebt noch, es stehen ihm aber entscheidende Tage bevor.

Der Marienbote war immer wesentlich katholisches Blatt für die deutsche Einwandererseelsorge. Der Alteinwanderer des Westens ist inzwischen gestorben oder ins hohe Alter gekommen. Seine Kinder sind ganz organisch ins katholische Kirchenleben Canadas hineingewachsen. Sie sprechen und lesen kaum noch deutsch.

Während es in den Prärieprovinzen immer stiller um das deutsche katholische Kirchenleben wird, beginnen sich große Dinge in den Städten des Ostens und an der Westküste Canadas zu entwickeln. Zu Tausenden sind deutsche Katholiken in unser Land eingewandert. Sie leben im Osten und in Britisch Columbien. Die Sorge um ihre Seelen wird immer ernster und immer drängender.

In einer unserer Großstädte des Ostens, wo deutsche Priester ungefähr viertausend Einwandererseelen versorgen, hat man im Rathaus erfahren, daß es in derselben Stadt nicht vier sondern fünfzehntausend katholische deutsche Neueinwanderer gäbe. Das heißt, daß über 10 000 Katholiken, frisch aus Deutschland eingewandert, überhaupt keinen Kontakt mit der Kirche haben. Und das nur in einer einzigen Stadt!

Der frühere Provinzialobere der Redemptoristenpatres Ostcanadas, Pater Daniel Ehmann C.SS.R., hat sich die Mühe gemacht, dem Stammbaum eines unserer katholischen Einwanderer nachzugehen. Der in Frage kommende deutsche Katholik in Canada war Konvertit. Er hat bis heute (nach 100 Jahren) 652 katholische Nachkommen hinterlassen. Vier davon sind Priester geworden, 10 Mädchen sind in Klöster eingetreten, andere blieben ehe- oder kinderlos. Wir erwähnen das um zu zeigen, daß Ehe- und Kinderlosigkeit ein weiteres Anwachsen der 652 Nachkommen verhütet haben.

Bleiben wir einmal äußerst konservativ und rechnen wir, daß jeder unserer Neueinwanderer im Laufe von einhundert Jahren durchschnittlich 300 Nachkommen zurückläßt. Das gäbe von 10 000 abgefallenen Katholiken in hun-

---

DIE KIRCHE

Du allein suchtest meine Seele! Wer will das Recht deiner Treue schmälern?
Meine Seele war wie ein Kind, das man im Verborgenen aussetzt.
Sie war eine Waise an allen Tischen des Lebens, und eine Witwe im Arme des Geliebten.
Meine Brüder haben sie verachtet, und meine Schwestern haben ihr fremd getan.
Die Klugen der Welt haben sie verraten.
Wenn sie dürstete, gaben sie ihr Vergängnis, und wenn sie sich ängstigte, sprachen sie: du bist ja gar nicht!
Sie haben sie zu meinem Herzen geschickt, als wäre sie ein Tropfen seines Blutes.
Sie haben sie zu meinem Verstand geschickt, als wäre sie ein Gedanke.
Sie war wie ein Wild in den Wäldern dunkler Triebe und wie ein gescheuchter Vogel im toten All.
Sie war wie eine, die lebendig stirbt.
Du aber hast für sie gebetet, das hat sie errettet.
Du hast für sie geopfert, davon hat sie gezehrt.
Du hast sie wie ein Kleinod beweint, darum jauchzt sie deinen Namen.
Du hast sie wie eine Königin erhoben, darum liegt sie dir zu Füßen.
Wer will das Recht deiner Treue schmälern?

Gertrud von Le Fort

Heimweg zur Kirche

Ich möchte mein Haupt eine Stille lang in deinen Schoß legen!
Ich möchte eine Hoffnung lang in deinen Armen rasten!
Aber du bist keine Herberge am Wege, und deine Tore öffnen sich nicht nach außen:
Keiner, der dich fahren läßt hat dich erfahren!
Du sprichst zu den Zweifelnden: „Schweiget!"
und zu den Fragenden: „Kniet nieder!"
Du sprichst zu den Flüchtigen: Gebt euch preis!"
und zu den Flügelden: „Laßt euch fallen!"
An dir wird jede Wanderschaft lahm, und jede Wallfahrt findet an dir nach Hause.
Darum flüchten meine Tage vor dir hin, wie der Windstoß hinflüchtet vor der Stille.
Aber ich weiß, daß ich dir nimmermehr entkomme, denn wahrlich, so wie du verfolgst, kann nur Gott verfolgen.

Gertrud von Le Fort

---

dert Jahren 3 Millionen dem Glauben verlorene Seelen. Wenn es auch nur eine Million wäre — die Zahl ist erschreckend. Sie warnt!

Sehr oft hat sich der Marienbote, besonders während der letzten Jahre, mit der Frage der Einwandererseelsorge befaßt. Gerade während wir dieses schreiben, erfahren wir, daß nun auch der erzkatholische deutsch-amerikanische „Wanderer" sein Erscheinen eingestellt hat. Nach 90jähriger erfolgreicher Arbeit.

Deutsch-katholische Blätter gehen ein, während die Seelennot unter den Tausenden Neueinwanderern katholischen Glaubens und deutscher Sprache hier bei uns in Canada immer größer wird.

Der Marienbote sieht sich vor neuen, großen Aufgaben gestellt. Ob er sie lösen wird, hängt ganz davon ab, wie man ihm als Seelsorgemittel zur Seite stehen wird. Es besteht kein Zweifel, daß zu den wichtigsten „Brückenpfeilern" der Seelsorge am katholischen deutschen Einwanderer die deutsche katholische Presse gehört. Als einziges Überbleibsel dieser Presse hier in Canada haben wir nur noch den Marienboten.

Der Marienbote ist weder ein Pfarrblatt noch ist er als „Provinzblatt" des Präriewestens gemeint. Er ist für die transkontinentale Seelsorge aller deutschen Katholiken in Canada.

Wir wissen nur zu genau, daß der Marienbote sich auf die Interessen der Neueinwanderer und ihrer Seelsorger im Osten und im Westen umstellen muß, wenn er ganze Arbeit leisten will. Unsererseits haben wir insofern damit begonnen, daß wir den Druck vom Gotischen zum Lateinischen wechselten (wodurch wir so manchen alten treuen rußlanddeutschen Leser verloren), und daß wir wiederholtermale unsere Leser in den Städten des Ostens baten, uns über ihr Pfarrleben und über ihre Nöte und Sorgen zu schreiben.

Wir haben auch die Zusicherung des „Katholischen Auslandssekretariates" von Bonn, Deutschland, uns alle Hilfe zukommen zu lassen, den Marienboten interessanter auszubauen, durch Illustrierung zu verschönern — alles zu tun, damit das letzte deutsche Blatt den Einwanderern erhalten bleibe. Wir brauchen es!

Das Notwendigste ist da: Druckerei, ein Verlag- und Versandhaus, gute Transportverbindungen. Was fehlt, ist Organisation. In jeder deutschen katholischen Gemeinde des Ostens brauchten wir tüchtige Werber, einen wohlorganisierten Werbe-Kreuzzug, Berichterstatter und Interesse und nochmals Interesse!

Seelsorge — verantwortliche Sorge um die Seelen der Neueinwanderer — ist der einzige Grund, der uns bewegt, den Marienboten trotz größter geschäftlicher Schwierigkeiten noch am Leben zu halten. Von uns aus soll er nicht eingehen. Sollte es so weit kommen, daß der Bote sein Erscheinen einstellen muß, wollen wir mit gutem Gewissen sagen können: Es war nicht unsere Schuld.

Daß wir Wege und Mittel finden, den Marienboten umzubauen, ihn dem katholischen Einwanderer und seinen Interessen anzupassen; daß wir den Marienboten in den Dienst der transkontinentalen Seelsorge am deutschen Katholiken Canadas stellen können — *das ist unser Flehen zu Gott!*

„Ich glaube an eine einige, heilige katholische und apostolische Kirche." E i n i g in ihrem Geiste und in ihren Gliedern, vereinigt sie ungezählte Menschen in der Wahrheit Christi, in freiem Gehorsam, in dem einen von Christus gelegten Felsenfundament, dem Papsttum. In sich h e i l i g — denn sie ist von Gott — heiligt sie ohne Unterlaß die Menschen. K a t h o l i s c h, das heißt allumfassend, denn sie wendet sich an alle Menschen und umfaßt die ganze Schöpfung mit ihrem Geiste. A p o s t o l i s c h, denn in ununterbrochener Reihenfolge stammen ihre sichtbaren Vorsteher von den Aposteln ab.

Aus dem katholischen Gesang- und Gebetbuch der kriegsgefangenen deutschen Soldaten in Canada

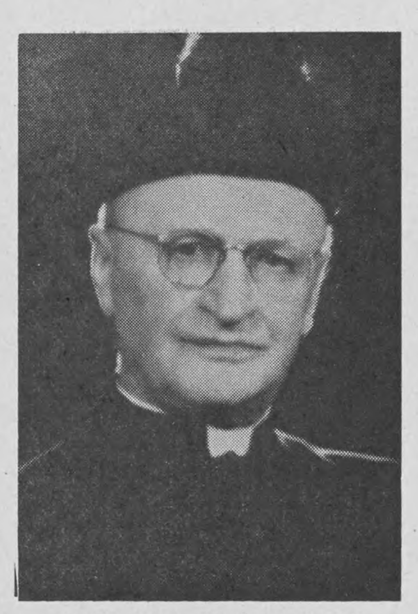
50 Jahre Mariahilf-Gemeinde zu Grayson, Sask.

Immer schon haben Marienbote und unsere deutschstämmigen katholischen Pfarrgemeinden zusammengehört. Es gab Zeiten, wo der Marienbote vom Pfarrhaus aus für jedes Gemeindekind bestellt wurde. Der Übergang vom Deutschen ins Englische hat diesen Gebrauch zum Aussterben gebracht. Der katholische Pionierdeutsche hat viele der schönsten Gemeinden der Prärieprovinzen gebaut. Ihn zu ehren, war dem Marienboten immer Pflicht. Darum auch die verschiedenen Marienbotenberichte über unsere deutschen Pfarrgemeinden.

Der heutige deutsche Neueinwanderer mag wohl viel wissen. Mit guter Schul- und Allgemeinbildung kommt er ins Land, und er gibt seiner Bildung auch des öfteren Ausdruck. Schmunzelnd lesen und lauschen wir oft seinen „Kulturbetrachtungen" über seine neue Heimat, über Canada.

Er mag wohl vieles wissen. Eines aber weiß er nicht, und er sträubt sich einfach, es auch nur zu glauben: Daß nämlich der deutsche Pioniereinwanderer auf dem Lande und in den Städten nach zwanzig und dreißigjähriger schwerster Arbeit und zerquälendster Sorge nicht zu dem Wohlstand kommen konnte, den jeder vorsichtig wirtschaftende Neueinwanderer bereits nach fünf Jahren in Canada erreichen kann. Schwerer war es für den Pionierdeutschen auch noch dadurch, daß er nicht einfach so über die Straße laufen konnte, um sich zu kaufen, was er brauchte oder um sich jene Hilfe zu holen, die er benötigte. Er begann ohne Geld, ohne Straßen, ohne Dach — der weite Himmel war ihm Dach! —, ohne Maschine, ohne Nachbardorf oder Nachbarstadt — er fing wortwörtlich vom Grasboden an.

Das Charakteristische am katholischen Pionierdeutschen ist, daß er trotz Not und schwerstem Lebenskampf nach kurzen Jahren bereits neben Haus und Hof auch Kirche, Pfarrhaus und Pfarrhalle im Mittelpunkt seines Landkreises stehen hatte. Alles vom eigenen Geld und mit eigenen Händen gebaut. Als teuerstes Erbe hatten ihm seine Väter den Glauben mit ins neue Land gegeben. Und dieser Glaube war dem Pionierdeutschen alle Mühe und Opfer wert. Er brauchte fürs Leben beides, das tägliche Brot und den Brotgeber, den Dreieinen Gott. Für beides, für sein tägliches Brot und für sein Glauben, mühte er sich in ehrlichem Schweiß jahrelang ab.



Pater M. J. Kasper O.M.I.
Erster Priester von Grayson

Am 30. Juni dieses Jahres beging die deutschstämmige katholische Gemeinde von Grayson, Sask. (ungefähr 125 Meilen nordöstlich von Regina) ihr Goldenes Jubiläum. Neun Ansiedler waren im Jahre 1896 aus Österreich (Galizien und Bukowina) in die Gegend von Grayson gekommen. Sie kamen mit Weib und Kind, und sie kamen als ledige Burschen. Vier Jahre später, als man 1900 schrieb, zählte die Graysoner Gegend bereits 61 katholische Ansiedlungen.

Dreißig Meilen zu Fuß und per Wagen war die Reise vom Bahnhof Grenfell zur heutigen Graysoner Gegend. Dort angekommen, sah der Neueinwanderer weites, wegloses, unbewohntes Land vor sich, 60% Prärie, 20% Busch, und die weiteren 20% des Landes Sumpf und Teichwasser. Und dazwischen Tausende und Abertausende von Steinen, als wenn eines Riesen Hand sie übers Land gesät hätte.

Viel Zeit gab es nicht, ratlos und sorgend vor dieser „Wildnis" zu stehen. Man ging ans Werk. Es mußten schnellstens Haus und Möbel hergestellt werden. Lehm und das schwache Buschholz dienten als Material. Dann ging es ans Urbarmachen des Landes, damit Brot wachse und etwas Geld ins Haus komme.

Im Herbst des Jahres 1905 kauften die Graysoner Leute unter Anleitung der Oblatenpatres von der C.P.R. Eisenbahngesellschaft 20 Acker Land. Pater M. J. Kasper O.M.I., der die Graysoner seit 1902 seelsorglich versorgte, begann im August 1906 mit dem Bau eines Pfarrhauses und der ersten Kirche von Grayson. Im Mai 1907 zog Pater Kasper ins neue Pfarrhaus, und am 18. Juli 1907 hatte Grayson in der neuen Kirche den ersten Bischofsbesuch.

Das Pfarrhaus von Grayson wurde bald zum Oblatenklösterchen. Von dort aus versorgten die Oblatenpatres M. J. Kasper, E. Hess und Philip Funke die Gemeinden zu Mariahilf (südlich von Killaly), Crooked Lake, Killaly, Lemberg, Dysart, Wolfsheim, Southey, Earl Grey, Kronsberg, Cupar, Govan, Buleya und Straßburg.

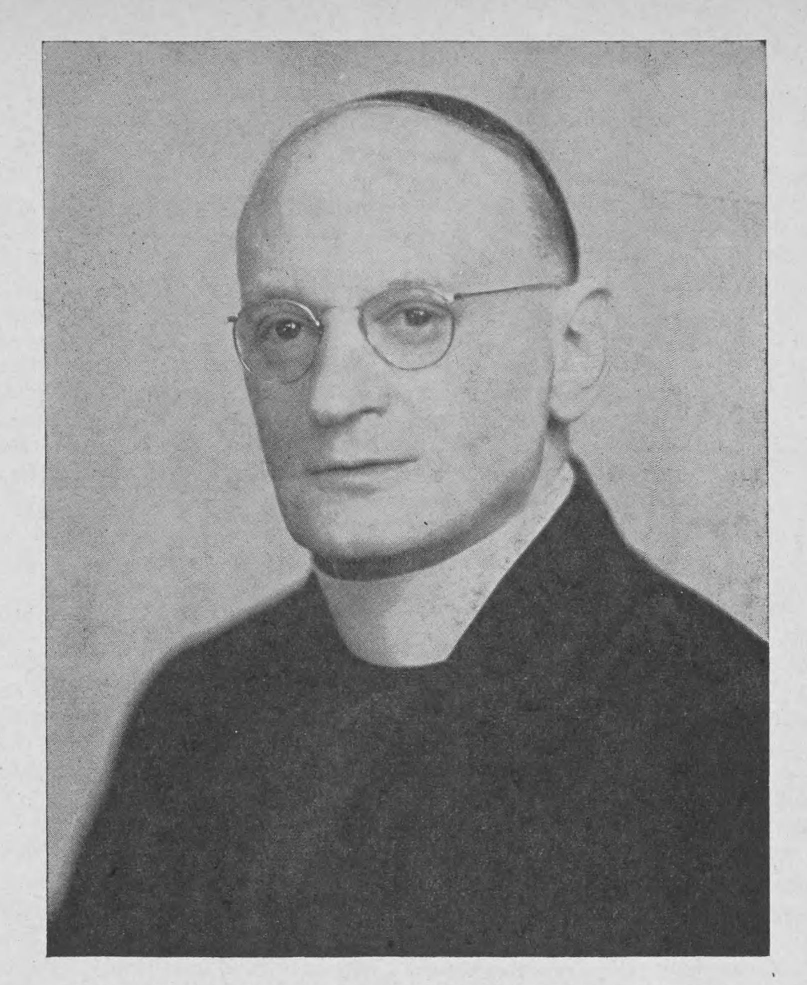
Von 1915 bis 1919 war Pater Jos. Riedinger O.M.I. Pfarrer von Grayson. Zwei Jahre vorher waren fünf Ursulinerinnen aus Schweidnitz, Deutschland, nach St. Gregor in South Dakota, U.S.A., gekommen. Da es dort mit der Arbeit nicht ging, zogen die Ursulinen nach Winnipeg in Canada. Von dort holte Pater Riedinger sie nach Grayson, wo er ihnen ein canadisches Mutterhaus gründen zu helfen gedachte.

Mit den Ursuliner Schwestern hatte Grayson nun ein kleines Oblaten- und ein kleines Schwesternkloster. In der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag 1923 brannte das Schwesternkloster ab. Damit war die Arbeit der guten, den Oblaten und den Gemeindekindern so tapfer zur Seite stehenden Ursulinerinnen in Grayson vorläufig zuende. Die Schwestern ließen sich in Prelate, Sask, und in Vibank, Sask, nieder, wo sie neue Mutterhäuser gründen konnten. Erst im Jahre 1939 kamen sie wieder zurück nach Grayson.

Die Gemeinde von Grayson und ihre Kirche wurde dem Schutz und Schirm Unserer Lieben Frau von der Immerwährenden Hilfe unterstellt. Treu hielten sich die Graysoner an Maria, und die Immerwährende Hilfe Mariens ist ihnen reichlichst gekommen.

Heute ist Grayson eine der blühendsten Gemeinden der Erzdiözese Regina. Die alte, erste Kirche steht nicht mehr. Sie wurde im Jahre 1932 durch die schöne, doppeltürmige, von Pater J. Seltmann O.M.I. erbaute, und von Pater Jos. Schulte O.M.I. ausgeschmückte heutige Kirche ersetzt.

Gegenwärtiger Pfarrer von Grayson ist Pater B. Ueberberg O.M.I., ein Mann, der sehr viel um Grayson tat. Als erster Provinzialoberer der in 1926 gegründeten St. Marienprovinz der Oblaten drängte



Pater Bernhard Ueberberg O.M.I., Pfarrer von Grayson

er im Jahre 1929 auf den Bau der jetzigen Kirche. Die erste Kirche war lange schon zu klein geworden.

Im Jahre 1941 wurde Pater Ueberberg selbst Pfarrer von Grayson. Er blieb es bis 1947, als ihn die Generalleitung der Oblaten zu Rom zum zweitenmal zum Provinzialoberen ernannte. Pater Heinrich Kelz O.M.I. versah Grayson von 1947 bis 1950, und als Pater Ueberbergs Amtszeit als Provinzialoberer abgelaufen war, zog er wieder nach Grayson.

In seinem Vorwort zum Büchlein „50 Jahre St. Marienkirche in Grayson" schreibt Pater Ueberberg: „Als ich zu euch kam, um euch Pfarrpriester zu sein, brachte ich außer meiner priesterlichen Fakultäten auch eine ganze Ladung Wohlwollens für euch mit. Ich hatte nur eines im Sinn: Euer Seelenglück zu erhöhen und auch mit wirtschaftlichem Rat helfend zur Seite zu stehen." (Als P. Ueberberg nach Grayson kam, litt der Farmer immer noch unter den Nachwehen der schweren Dreißiger Jahre.)

Beides hat P. Ueberberg erfüllt: Er hat alle Mittel benutzt, das religiöse Leben einem jeden ganz lebendig ins Herz zu legen. Wie wir lesen, ist es ihm gelungen, den jährlichen Kommuniongang der Gemeinde von 6000 auf 30 000 zu erhöhen. Das spricht wohl für sich selbst. Um weiteren Depressionen vorzubeugen, gründete er in Grayson einen Konsumverein, der während der ersten zehn Jahre seines Bestehens 241 Lohnanleihen an Graysoner Farmer erlauben konnte. Dank der Mühen des heutigen Pfarrers, P. Ueberberg, wurden Kirche und viele Farmen schul-

Schluß auf Seite 25

Die "Zeugen Jehovas"

III.

Als katholisches Familienblatt sucht der Marienbote seinen Lesern alles katholische Gedankengut zu geben, das dem Katholiken zu Hause und außerhalb des Hauses nutzbar ist. Den Glauben durch Glaubenswissen zu vertiefen heißt den Glauben aufzubauen und als gefirmter Christ benutzen zu wissen. Benutzen für die eigene Frömmigkeit, für die Erziehung der Kinder und auch zur Verteidigung und zur Verbreitung der hohen Güter unseres Glaubens. Darum Marienbotenartikel wie „Die Zeugen Jehovas".

Jeder Mensch hat ein zweifaches „zu Hause". Er hat sein Heim, wo er in der Sprache der Mutter zu Vater und Mutter und Weib und Kind spricht, und als zweites „zu Hause" hat er die Kirche, wo er zu Gott spricht, wo er sich alles Leid und jede Kümmernis vom Herzen beten kann.

Wo immer von der Seelsorge am katholischen Neueinwanderer gesprochen wird, betont man, und mit Recht, die Notwendigkeit der Muttersprache. Der Neueinwanderer soll sich in der Kirche sofort zu Hause fühlen.

Mehr als einmal hat der Marienbote über die Notwendigkeit der Seelsorge in der Muttersprache geschrieben. Es ist uns ernst damit, genau so wie es uns ernst ist, wenn wir behaupten, daß die Muttersprache allein nicht genügt. Sie ist höchstwichtig. Sie verbindet das Tiefseelische, das der Mensch in der Familie sucht und findet, mit seinem Suchen nach dem Wahren, Guten und Schönen — mit seinem Suchen nach Gott.

Religion muß zu Herzen gehen. Und sie geht zu Herzen, wenn die Wahrheit in der Muttersprache gepredigt wird, wenn das Gute und Edle nach gewohnter, heimatlicher Art angestrebt wird, und wenn das Schöne das Herz ergreift, weil „schön gesungen" wird, nach der Melodie, die Mutter sang; weil „schön" in der Kirche gefeiert wird, ganz nach dem Brauch unserer Väter zu Hause; weil,, schön" gepredigt wird in den lieben Klängen der Sprache der Heimat.

Wenn wir jedoch an den Straßenecken immer wieder jene stummen „Zeugen" sehen, geduldig ausharrend in Sonnenbrand und rauhestem Wind, stumm und eindringlich den Vorübereilenden ihren „Wachtturm" entgegenhaltend, dann fragen wir uns: Haben sie Erfolg? Und die Antwort ist: Sie haben Erfolg. Sehr großen Erfolg sogar, selbst unter Katholiken.

Der Grund des Erfolges ist nicht schwer zu erraten: Die „Zeugen Jehovas" tun, was uns Katholiken überhaupt nicht einfällt, zu tun. Sie sprechen den Menschen ganz persönlich religiös an. Sie fragen: Wie steht es um deine Seele? Sie drängen und reden nur vom: Bekehre dich. Komm mit zu Gott. Gott wartet auf dich, und Er wartet nicht lange.

Durch diesen ganz persönlichen Kontakt mit der Seele des Menschen haben sie viele, die kalt waren, warm und glühend machen können. Jeder, der sich ihnen anschloß, fand noch ein Zweites bei ihnen: religiöse Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft, die sich mit nichts anderem beschäftigt als nur mit der dem Menschen tief im Herzen keimenden Religion. Die Lehre der „ZeugenJehovas" selbst ist bei den „Bekehrungen" kaum ausschlaggebend. Der „Bekehrte" weiß genau so wenig zu beweisen, daß „Christus nicht Gott war", wie die „Zeugen" lehren, als er das Gegenteil zu beweisen wußte, als er noch katholisch war. Als Neubekehrter geht er in die Versammlungen der „Zeugen", um sich dort belehren zu lassen. Es mögen die „Zeugen" genau dasselbe lehren wie die katholische Kirche, oder auch alles bisher Geglaubte geradezu auf den Kopf stellen: der Bekehrte ist bereit, alles glaubend anzunehmen. Denn er kam nicht, weil er sich denkend von der Lehre der „Zeugen Jehovas" überzeugt hat, er kam, weil er sich in der Seele angesprochen fühlt, und er bleibt, weil er Gemeinschaft gefunden hat, die nach seiner Auffassung „wahre Gemeinschaft der Heiligen".

„Die Seele ist von Natur aus christlich", nach Christus suchend, schrieb Tertulian vor hunderten von Jahren schon. Instinktiv sucht der Mensch nach Gott, selbst der Abgefallene, selbst der Kälteste. Er sucht nach Gott und nach Gemeinschaft mit Gottsuchern. Denn auch im Religiösen ist und bleibt der Mensch ein nach Gemeinschaft strebendes Wesen.

Dieser Seeleninstinkt wird von den „Zeugen Jehovas" erfaßt. Zwar nur oberflächlich und zwar nur mit natürlichen Kräften, er wird aber doch erregt.

Die Muttersprache ist der Seelsorge am Neueinwanderer höchst wichtig. Genau so wichtig ist aber auch die „Ur-Muttersprache" der Seele: ihr Rufen nach Gott und ihr Rufen nach jenem, der sie zu ergreifen versteht, um ihr zu reden von Gott, von Erlösung und von dem Gut des Hoffens: Du harrst nicht umsonst, mein Freund!

Die Bekehrungssiege der „Zeugen Jehovas" sind uns bester Be-

weis, daß selbst des verrohtesten Menschen Seele auf den „Priester" wartet. Auf den Geweihten und auch auf den überzeugten, warmglaubenden Christen, der zur Seele über die Seele und der Seele Freund, über Gott, zu reden versteht.

Die Bekehrungssiege der „Zeugen" sind uns bester Beweis, daß wir alle, Seelsorger und christusliebende Laien, beide Muttersprachen fließend beherrschen müssen, wenn wir den Seelen helfen wollen, ihrem Taufbund mit Christus treu zu bleiben: Die Muttersprache der aus menschlichem Herzen redenden menschlichen Zunge, und die Muttersprache der nach Gott verlangenden Seele.

Verstehen wir Katholiken jene Seelensprache zu meistern, die so viele der verschiedenen Sektenanhänger führen? Wir reden über Religion, ja. Doch wenn es unter uns zu Religionsgesprächen kommt, dann sind es höchstens rein intellektuelle Unterhaltungen. Mit dem Verstande suchen wir „Fragen zu lösen". Genau so wie man mathematische Fragen zu lösen sucht. Wir reden nach allen Künsten der Logik, tief und „in ernstem Suchen", wie wir sagen, und bleiben dabei religiös ganz kalt. Auch unser Gegner, den wir zu überzeugen suchen, bleibt kalt. Bis dann auf einmal eine unserer guten alten Frühmeß-Frauen kommt, lauscht, die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und ausruft: „Du lieber Gott, hast du keine Angst? Du kommst ja in die Hölle, wenn du nicht an die Auferstehung glaubst!" Und das Unglaubliche geschieht: Unser Gegner, den wir nicht zu überzeugen verstanden, wird stumm — und geht zu Christus.

Wie oft haben wir derartige Fälle schon mitmachen können. Ein Griff aus der Seele in die Seele, ein Wort in der Muttersprache der Seele zur Seele gesprochen, und die Brücke war geschlagen.

Wir haben es uns abgewöhnt, mit anderen darüber zu reden, wie es um unsere Seele steht und wie recht oder schlecht es wohl um die Seele unseres Gesprächpartners stehe. Wir sagen, wir wollen doch lieber nicht „sentimental" werden. Als wenn Religion eine Sache der Sentimentalität wäre! Den „Zeugen Jehovas" ist sie ganz gewiß nicht das. Religion ist ihnen das Allerwichtigste auf Erden. So wichtig, daß sie stundenlang an kalten Straßenecken stehen können, daß sie sich sogar anbieten, für ihr Glauben ins Gefängnis geführt zu werden.

Was wollen wir nun mit unseren langen Ausführungen behaupten? Daß wir Katholiken uns auf die Agape-Christen besinnen sollten. Auf die allerersten Katholiken der Frühkirche, die die Agape, das der heiligen Kommunion folgende gemeinsame Liebesmahl, als ein „Liebe-in-sich-Hineinessen" betrachteten, und die dann von nichts Anderem zu reden wußten als nur von dieser Liebe in der Seele.

Sie sprachen von Gott und Seele, darum gewann die Frühkirche an Seelen. Und was das für Seelen waren! Martyrerseelen, Einsiedlerseelen, jungfräuliche Seelen, heilige Soldaten-, Senatoren-, Vater- und Mutter- und Sohn- und Tochterseelen.

Es war die Frühkirche wahrste „Gemeinschaft der Heiligen". Es predigt der Sektenanhänger seine eigene Auffassung von dieser Gemeinschaft, aber immer doch Gemeinschaft im Heiligen. Und wir sehen: Es zieht!

Bei uns Katholiken ist das Herz nicht mehr ganz bei der Sache. Wir sprechen von Muttersprache, und meinen immer nur die von der Natur uns gegebene Sprache der irdischen Heimat. Nie die Ur-Muttersprache der Seele. Deshalb auch unsere falsche Ansicht, daß katholisch sei, wer das Katholische glaubt. Während die Sache ganz anders aussieht: Katholisch ist, wer katholisch liebt, das heißt, wer aus der Kraft der uns bei der Taufe eingegossenen und durch des Glaubens heiligste Werke in uns genährten übernatürlichen Liebe liebt.

Es ist nicht schwer, zu beschreiben und zu lesen, wie sehr die fanatischen „Zeugen Jehovas" ins Unrechte geraten sind. Es ist jedoch nicht so leicht, von ihnen das zu lernen, was sie eigentlich nicht lehren wollen — und worauf uns Gott womöglich aufmerksam machen möchte: Die Sprache der übernatürlichen Religion Jesu Christi zu sprechen. Die wirkliche Muttersprache der menschlichen Seele. Jene Sprache, die im Lande der „Gemeinschaft der Heiligen" gesprochen wird, im Himmel von den Heiligen, weil sie hier schon auf Erden, im Gnadenreiche Jesu, diese Sprache im Herzen hatten und in ihren Lauten sprachen.

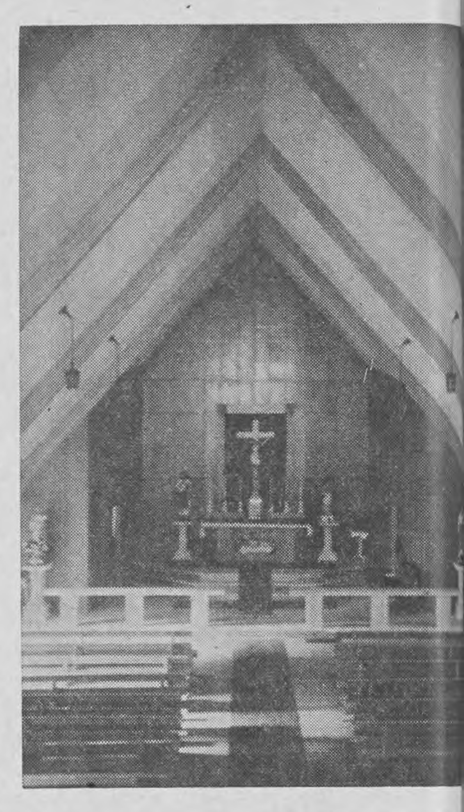
Auch von den „Zeugen Jehovas" kann man lernen.

Daß uns wieder kommen möge die ur-katholische Sprache der Seele — *das gebe uns Gott!*

Herr, Deine Wege sind schwer zu geh'n,
Man geht sie nicht ohne Tränen.
Man geht sie in Dunkel und Nichtversteh'n,
Ohne ein kleines Licht zu seh'n,
Ohne es irgend zu wähnen.
Herr, Deine Wege sind schwer zu geh'n,
Wenn wir den Sinn nicht erfassen.
Dann muß man frierend in Wärme steh'n
Und in des wilden Windes Weh'n
Warten auf grauen Gassen.
Doch Herr, Deine Wege, sie sind zu geh'n,
Lächelnd und auch mit Singen.
Eines nur müssen wir immer versteh'n,
Daß wir das Große nicht überseh'n
Bei den kleinsten Dingen.

Elisabeth Kahlenbach

Kirchweihe in Primate, Sask.



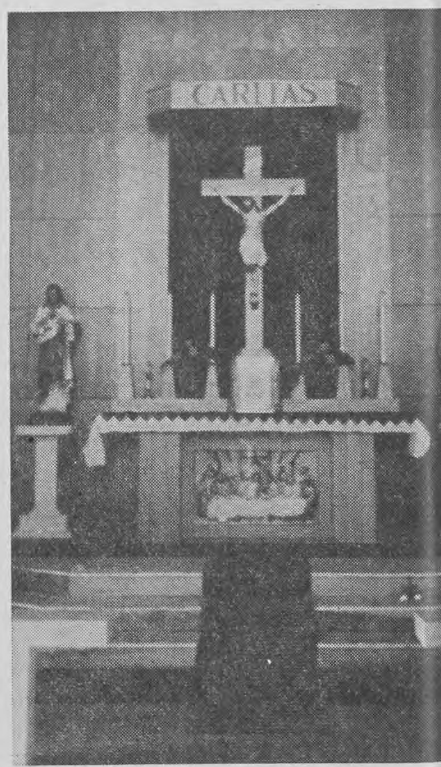
Das katholische Leben des deutschstämmigen Katholiken Canadas betet und singt und baut dem Herrn allüberall neue Gotteshäuser. Am 30. Juni d. J. weihte der Bischof von Saskatoon, Msgr. Franz Joseph Klein, die neue Kirche von Primate, in der St. Josephskolonie Saskatchewans. Er weihte sie auf den Namen und das Gedächtnis der hl. Elisabeth.

Wo aus dem Glauben gelebt wird, bleibt das Leben immer jung. Die stillen Zeugen des Glaubenslebens unserer Leute sind unsere Kirchen. Wo gebaut wird, da glaubt man und hofft man, und dort liebt man Gott.

Die neue Kirche von Primate war schon jahrzehntelang notwendig. Seit 1924 mußten die braven Primater Katholiken sich mit einer Kellerkirche begnügen. Vor zwei Jahren wurde Pater Heinrich Bermel O.M.I. nach Primate versetzt. Er machte sich planend, geldsammelnd, hämmernd und sägend ans Werk, und heute betrachtet er, Gott dankend, das neue, von ihm erbaute Kirchlein von Primate.

Einfach und schlicht, doch äußerst geschmackvoll ist das neue, aus Ziegelstein erbaute Gotteshaus. „Revolutionär" scheinen so manchem Turm und Innenbau auszusehen. Doch das ist es ja gerade: Wo das Glauben jung bleibt und frisch, da wird auch das Neue geboren — das viele Neue, das seit zweitausend Jahren der Kirche ewige Jugend beweist! — Das Neue und doch so ewig Alte der Kirche empfindet man, wenn man das St. Elisabeth Gotteshaus von Primate betritt. Wie betend sich zusammenlegen wollende Hände schließen sich die Deckenwände über dem Beter zusammen. Schlicht und ernst beherrscht der Altar das Kirchenschiff, und über dem Altarkreuz des sterbenden Heilandes spricht das

Nächste Seite, bitte



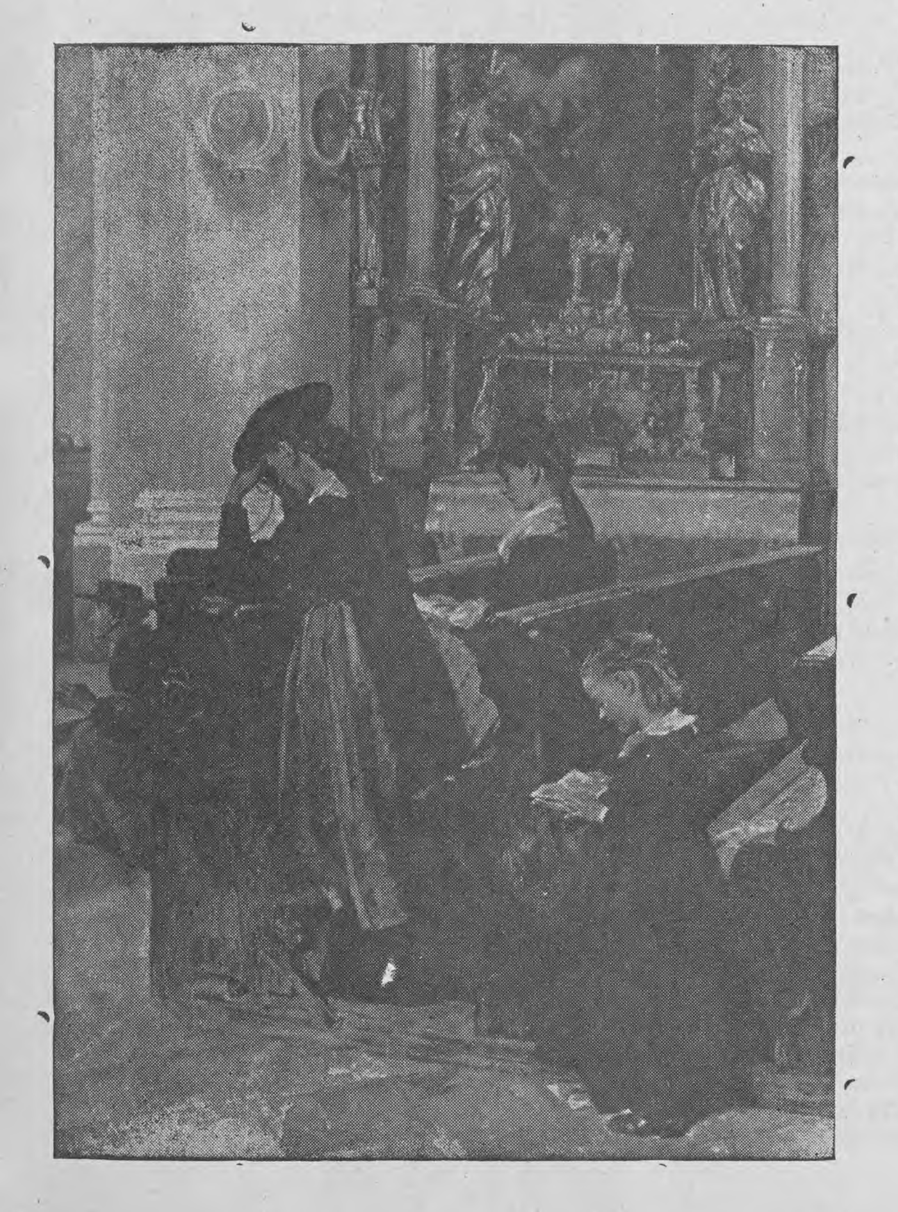


Wunderwort der unbegreifbaren Milde Gottes den Frommen an: „Caritas!" — „Liebe!"

Katholische Kirche — Raum der Mutter Kirche und Opferraum des Sohnes Gottes, das Ernste und das Tröstende, das geheimnisvoll Abstand Gebietende und das warm Anziehende der Religion Jesu Christi empfindet man, wenn man im neuen Gotteshaus vòn Primate weilt.

Pater H. Bermel hat mit seinem neuen Gotteshaus wirklich den „Ton der Kirche" gefunden. Und die Primater Leute, starke Beter Gottes, traditionsfest am Glauben ihrer Väter haltend, dürfen mit Recht wirklich stolz auf ihre neue Kirche sein. Bei diesen Leuten wird immer noch deutsch gesungen und gebetet. Froh und aus frommwarmen Herzen beten sie heute nach jedem sakramentalen Segen in ihrer neuen Kirche:

„G e b e n e d e i t s e i G o t t !"



GRAYSON

Schluß von Seite 21

denfrei, wurde ein neues Pfarrhaus gebaut, den Schwestern ein eigenes Konvent ermöglicht, und eine neue Orgel angeschafft, ja selbst die Häuser des Städtchens und Umgebung gestrichen.

Maria, die Immerwährende Hilfe! Sie bleibt es einem jedem und jeder Gemeinde, die ihren Blick nicht losläßt von der immerwährenden Not des Menschen. Grayson hat sich vom Grasboden und trockenem Brot zum Wohlstand und zur blühenden katholischen Pfarrgemeinde emporgearbeitet — vielen unserer Neueinwanderer zum anleitenden Beispiel!

Grayson wird bleiben, was es heute ist, solange es dem wohlmeinendem Worte seines Seelenführers, P. Bernhard Ueberberg O.M.I., lauscht und folgt: Laßt euch nicht blenden von irdischem Wohlstand. Mit Geld und Auto ist die Not noch lange nicht vorbei. Ja, sie wird bleiben, so lange wir leben auf Erden. Immerwährende Hilfe ist uns Maria, weil der Mensch in immerwährender Seelennot ist. Des Menschen immerwährende Neigung zur Sünde, des Menschen immerwährendes Abhängen von Gott sind Wahrheiten, denen wir nie unsere Augen verschließen dürfen — wenn nicht alles letzten Endes doch fehlgehen soll.

Daß Maria, die Immerwährende Hilfe, den Graysoner Leuten und ihrem Pfarrer immerwährend Hilfe sei, Hilfe auf dem Weg zu Christus hin — *ist unser Wünschen an Grayson in Gott!*

Sei, wenn du den Besitz begehrst,
nun auch gefaßt auf den Verlust.
Sieh, ob du leichter nicht entbehrst,
was du einmal verlieren mußt.

Friedrich Rückert

* * *

Wenn man das Gute eines Dinges eingesehen hat ist man berechtigt, das Urteil über das Schlimme zu sprechen.

Schiller

Täglich eine Minute

Mir fehlt täglich eine Minute:

- um Gott wenigstens durch ein kurzes Gebet die Ehre zu geben;
- um Ihm für all die vielen empfangenen Wohltaten zu danken;
- um Ihn in meinen Sorgen und Nöten zu bitten, die mich so ganz gefangennehmen;
- um über den Sinn und die Aufgaben meines Lebens nachzudenken;
- um meine Berufsarbeit Gott aufzuopfern;
- um mich von Herzen meinem Lebengefährten zu widmen, dem ich einst Liebe und Treue bis zum Tod geschworen habe;
- um auf die Lappalien zu hören, mit denen meine Kinder zu mir kommen;
- um in einem guten Buch zu lesen;
- um meinen Untergebenen ein Wort der Anerkennung zu sagen;
- um Trauernde zu trösten;
- um auch den „kleinen Leuten": der Putzfrau, dem Straßenkehrer, dem Bäckerjungen, dem Handwerkslehrling einen freundlichen Blick zu schenken;
- um einen Bittenden geduldig anzuhören;
- um auf meine Umgebung Rücksicht zu nehmen;
- um mich nach den Nöten meines Mitmenschen zu erkundigen;
- um andern eine kleine Gefälligkeit zu erweisen;
- um mich für die Dienste anderer, die ich ja ohnehin bezahlt habe, auch zu bedanken;
- um zwischendurch einmal einen guten Gedanken zu fassen;
- um auch einmal an die Bedürfnisse und Sorgen anderer zu denken;
- um für die Leidenden in der Welt zu beten;
- um für die Bekehrung der Gottlosen zu beten;
- um daran zu denken, daß das Leben in dieser Welt unversehens einmal ein Ende haben wird und dann vor Gott verantwortet werden muß.

Mir fehlt täglich eine Minute.



„Maria mit dem Tintenfaß" im Mariendom zu Hildesheim, Deutschland, ein spätgotisches Werk aus der Zeit um 1430 — Ihr, der „Madonna mit dem Tintenfaß", werden wir den Marienboten von nun ab ganz besonders weihen. Wir mühen uns ab an kalten und heißen Tagen, mit Tinte, Feder, Bleistift und Schreibmaschine für die Botschaft des Sohnes Mariens. Wir mühen uns ab, Botschaftsbringer den vielen zu sein, die hier in Canada in deutscher Sprache das Vater Unser und den Mariengruß beten. Maria mit dem Tintenfaß — bitte für deinen Marienboten!

Das liturgische Wort im Gottesdienst

III

Der Lehrgottesdienst: Gott spricht zu uns

Es gib nur einen Katholizismus, und das ist der Katholizismus der Kirche. Darum ist jedes katholische Blatt auch ein Blatt der Kirche. Es verkündigt uns die Lehre der Kirche, und es hat auch von der Kirche selbst zu sprechen. Deswegen des Marienboten viele Artikel über die Kirche. Wir brachten Papstartikel, eine Artikelserie über die Kardinäle, wir suchen regelmäßig des Heiligen Vaters Lehren wiederzugeben — gegenwärtig sprechen wir in der hier folgenden Artikelserie über die Liturgie der hl. Messe.

Nach der Oration, die den Gebetsgottesdienst abschließt, erreicht die Vormesse ihren Höhepunkt im Lehrgottesdienst. In Epistel und Evangelium spricht Gott selbst zu uns durch die Propheten des Alten Bundes, durch die Apostel im Neuen Bund und schließlich im Evangelium durch seinen eigenen Sohn. „Auf mannigfaltige und vielerlei Weise hat Gott ehedem zu den Vätern gesprochen durch die Propheten; zuletzt aber hat er in diesen Tagen zu uns geredet durch seinen eigenen Sohn" (Heb. 1,1). Dem Gotteswort als Höhepunkt der Vormesse entspricht das eucharistische Sakrament als Höhepunkt der Opferfeier. So war es im Wirken des Herrn auf Erden. Zuerst hat Jesus Christus gelehrt auf der Grundlage seiner Lehre das Gottesreich der Kirche gebaut und dann das Kreuzopfer dargebracht.

Der christliche Lehrgottesdienst ist begründet im Gottesdienst der Synagoge. Die Apostel und die Urgemeinde waren in diesen Gottesdienst hineingewachsen. Bei den Juden, als den Trägern der Offenbarungsreligion, nahm die Lesung der heiligen Bücher einen ganz weiten Platz im Gottesdienst ein. Eine Lesung wurde aus dem Gesetz genommen, die andere aus den Propheten. Das Gesetz wurde fortlaufend gelesen. Die Bedeutung der Gesetzeslesung erhöhte man in der Weise, daß nicht ein einziger Leser sie vortrug, sondern daß sie auf wenigstens sieben verteilt wurde, von denen jeder immer nur einige Verse vorzutragen hatte. Nach der Lesung des Gesetzes kam die Auslegung der Schrift, d. h. die Predigt. Die Bücher der Propheten las man nicht fortlaufend, sondern man wählte nach Belieben einzelne Abschnitte aus.

Die Bestandteile des synagogischen Lehrgottesdienstes finden sich in unserer Vormesse. Seit dem 6. Jahrhundert haben wir in der römischen Messe, wie ehedem in der Synagoge, nur mehr zwei Lesungen: Epistel und Evangelium. Die ältesten Meßformulare unseres Missale beweisen uns, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten drei Lesungen in Übung waren: die eine aus dem Alten Testament, die andere aus Briefen der Apostel und die dritte aus dem Evangelium. Unsere Karfreitagsliturgie ist ein solches Dokument. Die Rangordnung der Lesung wurde klar herausgestellt. Die erste Lesung wurde von einem Lektor an den Chorschranken an einem Pult „gelesen", die zweite vom Subdiakon am südlichen-gelegenen Ambo (kanzelartiges Pult mit Brüstung) „gesungen", während die dritte Lesung aus dem Evangelium — am Karfreitag die Passion — von Priester und Diakon auf dem nördlich-gelegenen, prächtig geschmückten Ambo „in feierlichem Gesang" vorgetragen wurde. Daran schloß sich die Predigt des Bischofs von seiner Kathedra hinter dem Altare aus. Die Basilika des heiligen Clemens in

---

Du hälst uns, Gott, in Deiner Hand,
Und wenn wir Deine Straße wallen,
Sind wir dem Abgrund abgewandt
Und können nie am Wegesrand
In Nacht und Tod und Sünde fallen.
Du bist der Herr der Ewigkeit,
Und schickst Du uns den Tod als Boten,
So nimm uns gnädig aus der Zeit
In Deines Himmels Herrlichkeit,
Und kürze uns die Nacht der Toten!
Du bist das Leben und der Sieg,
Du hast dem Tod sein Ziel gegeben:
Er schickt uns Krankheit, Kampf und Krieg,
Du aber, Herr, nimmst ihm den Sieg —
Gib einst auch uns das ewige Leben!

Willi Lindner

Rom zeigt uns heute noch deutlich diese verschiedenen Orte für die Lesungen. Die drei Lesungen wurden beibehalten vom mozarabischen, armenischen und ambrosianischen Ritus.

Wie bei den Juden das Gesetz, so las man bei den urchristlichen Gemeinden die Heilige Schrift fortlaufend. Die Dauer der Lesung bestimmte der Bischof. Mit der Entwicklung des Kirchenjahres mußten aber bald einzelne für die Festidee geeignete Abschnitte (Perikopen) ausgewählt werden. So etwa zu Ostern oder Pfingsten. Seit Gregor dem Großen (gest. 604) ist die Ordnung der ausgewählten Abschnitte festgelegt.

Etwa vom 12. Jahrhundert an wird die erste Lesung Epistel (Brief) genannt, obwohl sie nicht ausschließlich den Briefen der Apostel entnommen ist. Nur an den Sonntagen stammt die Epistel ausnahmlos aus Apostelbriefen, meist aus Briefen des heiligen Paulus. Die alten Wochentagsmessen der Festzeiten, des Quatembers und die meisten alten Messen der Heiligen nehmen die erste Lesung aus dem Alten Testament.

Während einst der Lektor die Epistel von den Stufen des Ambo aus, zum Volke gewandt, verlas, trägt sie heute der Subdiakon auf der rechten Seite, dem Altar zugewandt, vor. Das ist bei einer Lesung, die dem Volke zugedacht ist, eine unnatürliche Stellung. Das symbol-freudige Mittelalter sah im Subdiakon Johannes den Täufer, der durch seine Bußpredigten auf Christus (versinnbildlicht durch den Altar) hinwies.

Die Epistel wird mit auffallender Schlichtheit vorgetragen. Der folgende Prunk der Evangelienverkündigung soll durch diese Nüchternheit und Armut in den Zeremonien besonders unterstrichen werden. Immerhin erhielt die Epistel im 3. Jahrhundert einen Titel und zum Schluß das Deo gratias. Unsere altehrwürdigen Lesungen in der Karfreitags- und Osternachtliturgie entbehren diese Ausstattung. Mit dem Deo gratias danken wir Gott für die in der Lesung vernommenen Heilswahrheiten.

Es ist an sich Vorschrift der Kirche, daß wir bei der Verlesung der Epistel sitzen. Der Leib soll vollkommen entspannt sein, damit der Geist das Wort Gottes in Ruhe aufnehmen kann. Wesentlicher aber ist, die Epistel anzuhören. „Der Glaube kommt vom Hören" (Röm. 10,17). In Gemeinschaftsmessen, in denen die Lesung tatsächlich vorgetragen wird, sollen wir unseren Schott beiseitelegen und auf das Gotteswort lauschen. Denn im Lehrgottesdienst sind wir die hörende (nicht lesende) Gemeinde. –

Aus der katholische Welt

Katholikentag 1958 in Berlin — Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken beschloß auf seiner Vollversammlung am 15. Mai in Eichstätt, den Katholikentag des Jahres 1958 vom 14. bis 17. August in Berlin abzuhalten. Die Wahl Berlins soll nach dem Wunsch des Zentralkomitees ein Zeichen der lebendigen Verbundenheit der Katholiken in ganz Deutschland sein. — Eine geschlossene Arbeitstagung des Zentralkomitees wird vom 16. bis 19. April 1958 in der Universität Saarbrücken gehalten. Dort sollen die maßgebenden Vertreter des katholischen Deutschlands, seiner Verbände und Organisationen, die dringenden Probleme und Fragen katholischer Laienarbeit beraten. Diese geschlossene Arbeitstagung findet ihren Abschluß in einer öffentlichen Akademie.

Amerikanische Soldaten in München weihten sich der Gottesmutter. — Die katholischen Organisationen der Arme und Luftwaffe des amerikanischen Wehrbereichs München weihten sich am Sonntag, 19. Mai, in einer feierlichen öffentlichen Kundgebung der Gottesmutter. Ausgehend von der Warner-Kapelle an der Tegernseer-Landstraße unternahmen Offiziere, Unteroffiziere und Manschaften des Münchener Wehrbereichs eine Prozession zur Sportarena, wo zur gleichen Zeit eine weitere Prozession von Frauen und Kindern eintraf. Vor einem Altar in der Sportarena sammelten sich beide Gruppen zum „lebenden Rosenkranz" zu Ehren der Maienkönigin. Nach der Krönung der Statue hielt ein amerikanischer Militärgeistlicher die Festpredigt.

Papstgebet für das Lourdes-Jubiläum — Papst Pius XII. hat für die bevorstehende Hundertjahrfeier der Muttergotteserscheinung von Lourdes ein besonderes Gebet für die Pilger verfaßt. Die Feiern beginnen im Februar nächsten Jahres.

Päpstlicher Legat nach Lourdes — Erneut in der englischen Presse aufgetauchte Gerüchte über eine Reise Papst Pius XII. zu den Feierlichkeiten anläßlich des 100. Jahrestages der Muttergotteserscheinungen in Lourdes werden weder in Lourdes noch im Vatikan bestätigt. In Rom versammelte sich unter dem Vorsitz des Dekans des Kardinalskollegiums, Eugen Kardinal Tisserant, das Organisationskomitee für diese Jubiläumsfeier, die am 11. Februar 1958 beginnt und am gleichen Tag des folgenden Jahres ihren Abschluß findet. Zur Eröffnung wie zur Beendigung des Jubeljahres wird der Papst einen besonderen Legaten entsenden. Die Postverwaltung der Vatikanstadt wird eine Serie von Sonderbriefmarken herausgeben.

Bereits 263 Pilgerzüge zur Jahrhundertfeier von Lourdes angemeldet. — Wie kürzlich bekannt wurde sind für 1958, das 100. Jubeljahr. der Erscheinungen U. L. Frau von Lourdes, aus der ganzen Welt bereits 263 Pilgerzüge angemeldet. U. a. wird der Kardinalerzbischof von Sydney in Australien Gilroy mit 1000 Pilgern zum Gnadenort kommen, ferner 2 Pilgerzüge von den Philippinen, je einer aus Cuba, von Ceylon und von der Mauritiusinsel, aus Nordamerika mit Schiff und Flugzeug viele Pilgergruppen und außerdem Kardinal Spellman, der Erzbischof von New York, mit einem ganzen Pilgerschiff, das eigens gechartert wurde.

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Jetzt hob sich Nelda auf die Zehen und blickte heimlich zu dem jungen, stolzen Soldaten auf. Er trug die Uniform der Kaiserjäger, das graue Tuch mit den grünen Aufschlägen und der goldenen Schützenschnur auf der Brust. Angestrengt blickte er mit seinen hellen, grauen Augen in die Ferne, als suchte er dort ein Ziel, das schwer zu finden war: Etwas Gespanntes lag über der Stirn und den zusammengerückten Brauen. Doch der Mund und die fröhlichen Wangen verrieten, daß dem Mann das Leben gar wohl gefiel. Die Mutter sagte, ihr Vater habe das Bild gemalt. Es stelle Neldas Vater dar, wie er noch jung nach Siron gekommen sei. Nelda nickte dazu, wenn die Mutter so sprach. Doch verstand sie es nicht recht, denn für Nelda hatte der Vater immer einen blauen Schurz umgebunden und die Hemdärmel aufgesteckt. Und wenn er sie mit einer Hand, leicht wie eine Feder, zu sich heraufhob, sah sie sein Gesicht ganz nahe, die hellen Augen, die kräftige, leicht geschwungene Nase, das feste Kinn und den kurzen borstigen Schnurrbart, der Nelda, wenn sie dem Vater einen Kuß gab, so im Gesicht kitzelte, daß sie immer niesen mußte.

Der Mann in der Jägertracht, die Büchse über der Schulter, vor sich einen Hirsch mit mächtigem Geweih, der in der alten, etwas vergilbten Aufnahme auf dem Tisch der Mutter stand, war der Großvater. Sein Gesicht mit dem wallenden Bart, der strengen Faltenstirn und den gütigen Augen erinnerte Nelda immer ein wenig an Gottvater selbst, wie er in ihrer Biblischen Geschichte abgebildet war. Im gleichen Rahmen daneben die vornehme, alte Frau im dunklen Spitzenkleid war die Großmutter, die, mit einem schönen, glücklichen Lächeln auf den anmutigen Wangen, zum Großvater hinüberblickte. Fern, über den Bergen lag ihre Welt. Wenn die Mutter davon erzählte, schien es Nelda immer, als wäre sie eine andere, heiterer, glücklicher, als sie sonst auf Fioll war.

Und dann das kleine Bildchen daneben, die drei Fiollersöhne, die „Herren Brüder", wie der Doktor immer zu sagen pflegte. Ja, wenn sie so geblieben wären, wie sie da auf dem Bilde waren, so jung, mit frischen, kindlichen Gesichtern, wären es für Nelda wohl Brüder gewesen! Sie trugen die Rojener Tracht, den ledernen Gurt am offenen Wams, den dunkelblauen Lodenrock und die roten und grünen Schnüre auf dem keck geschwungenen Hut. So sahen sie wirklich wie drei Brüder aus. Doch das machte wohl nur die gemeinsame Tracht. Aber auch an dieses Bild vermochte Nelda nicht recht zu glauben.

Der eine von der dreien, der mit großen, starren Augen, halb Neugierde, halb überlegene Gleichgültigkeit, auf den Beschauer blickte, sollte ihr Bruder Lukas sein. Doch Lukas war in Wirklichkeit ganz anders. Er war ein großer, völlig erwachsener Mann mit einem vornehmen, grauen Anzug, wie ihn die Herren in der Stadt tragen, und einem grauen Filzhut auf dem Kopf. In einem Auto war er gekommen. Doch er hatte nur wenig Zeit gehabt.

„Nelda! Schatz! Engel!" so hatte er gerufen und hatte sie in den hocherhobenen Händen den andren Herren die im Wagen saßen gezeigt: „Meine Schwester! Gewiß! Da sieht man doch wie jung wir noch sind!"

Dann war Lukas in den Wagen gesprungen und hatte Nelda auf seinen Schoß gesetzt. Sieben Jahre war sie alt gewesen. Und nun ging's los: Durch das Tal hinaus war es gegangen über eine Brücke und dann weit, weit hinauf und hinaus über die hellen Straßen, an Flüssen vorbei, unter vielen Bergen. Lukas hatte den anderen Herren alles erklärt, aber sie konnte sich an nichts mehr erinnern, es war alles nur so vorbeigeflogen, so schnell was es gefahren, das Auto. Über viele Pässe, Jöcher und durch viele, viele Windungen immer hin und her, hinunter und hinauf, bis zum Abend. Nelda konnte sich gar nicht mehr erinnern, wie sie wieder heimgekommen war.

Der andere auf dem Bilde, der jüngste, war schon eher echt für sie und lebte, Nelda konnte sich nur erinnern, wie er mit übergeschlagenen Beinen auf dem Fenster gesessen — hier in ihrem Kämmerlein war es gewesen! — und auf seiner Geige gespielt hatte. Es war so traurig schön gewesen, geweint fast hätte sie. Da war er zornig aufgesprungen. „Was hast du denn, es ist doch nur ein Spiel!" „Eben deshalb!" hatte sie gerufen. Dann hatte er fröhliche Lieder gespielt, wie sie die Bauern spielen, wenn Kirchweih ist. Doch Nelda war an diesem Tage nicht mehr fröhlich geworden.

Nun war er fort, weit, am anderen Ende der Welt vielleicht. „Mein stummer Bruder", so nannte sie ihn, denn er hatte keinen Namen mehr. Niemals wurde auf Fioll von ihm gesprochen. Einmal, als alle in der Stube bei Tisch gegessen hatten, hatte draußen im Hof ein landfahrender

Bettelmann die Geige gespielt. Es war eine schlechte Geige, und noch schlechter war der Mann, der sie spielte. Da hatte Nelda gerufen: „Wenn er doch so gut und schön spielen könnte wie Christoph!” Da war es mit einem Schlage am Tisch still geworden. Die Großen sahen einander an, erschrocken, als hätte Nelda ihre geheimsten Gedanken ausgesprochen. Die Mutter aber griff nach einer Münze. „Gib ihm das!” sagte sie, „und sage ihm, er solle aufhören!”

Seither wußte Nelda, daß man mit den großen Leuten über diesen Bruder nicht sprechen durfte.

Der dritte auf dem Bilde war Anselm, der Bauer. Nelda sagte jedoch nicht Anselm zu ihm, auch nicht Bruder. Sie nannte ihn, wie alle auf dem Hofe, den Fioller. Und er war auch nur der Fioller zu ihr. Nelda spürte wohl, daß es ihm nie recht war, eine Schwester zu haben, eine so junge Schwester noch dazu, die ein kleines Mädchen und höchstens dazu gut war, die Schafe zu hüten.

Anselm war für Nelda der Adam, für den Gott die Welt erschaffen hatte. Das Paradies hieß Fioll. Aber es war nicht ein Paradies des Nichtstuns, sondern ein Paradies der Arbeit. Wie stark war der Fioller! Er schaffte mit den Knechten und Mägden, er hob den Wiesbaum auf den vollbeladenen Wagen, er schaffte das schwere Korn zur Mühle hinab und führte das Fuhrwerk mit den vollen Mehlsäcken wieder hinauf. Er schob den Wagen, der voll Heu geladen war, bloß mit seiner Schulter in die Tenne. Er trug, er pflügte, er zog, er mähte, er sagte das Wetter voraus, Nelda kannte ihn nicht anders.

Alles an ihm war Kraft. Wenn er guter Dinge war, faßte er Nelda um die Mitte und schwang sie in die Luft. Es war Nelda nie wohl zumute dabei; denn sie wußte nie so ganz, wie er es meinte. Er war auch nicht fröhlich, wenn sie zappelnd in seiner Faust hing. „Du kleines Ding”, rief er höchstens, „du willst meine Schwester sein?” Es klang wie ein Scherz. Nelda begriff, daß Anselm nur mit den Händen sprechen konnte, mit seiner Kraft. Er hatte sonst nichts, womit er zeigen konnte, wie ihm um das Herz war. Seit jedoch die eigenen Kinder um ihn waren, wurde es noch seltener, daß er sich mit Nelda abgab. — Jetzt hörte sie Schritte auf der Stiege!

Die Mutter stand in der geöffneten Tür.

„Sieh Nelda!”

„Ich wollte dir unser jüngstes Lämmchen zeigen, Mutter, weil doch morgen Ostern ist. Schau! Wie neu es noch ist! Es schläft so lieb, gell, das behalten wir immer?”

Die Mutter beugte sich über das Lämmchen. An seinen auf- und niedergehenden Flanken sah man, wie mühsam es atmete, als müsse es auch dieses erst richtig lernen.

„Ja, das behalten wir”, sagte die Mutter. „Was es wohl träumen mag?”

Es wurde Nelda immer leicht um das Herz, wenn die Mutter so zu ihr sprach. Da standen nicht die ernsten, strengen Falten der Sorge, diese Zeichen der vielen Arbeit, auf ihrer Stirn. Wie jung war die Mutter, wenn sie mit ihr allein war!

Das Lämmchen erwachte.

Es streckte den Kopf in die Höhe und schaute verwundert um sich.

Ach, diese großen, runden, hilflosen Augen! Wie blickten sie so fragend! Wie mochte ihnen wohl die Welt erscheinen?

Ein Zittern lief durch den Körper, ein Ruck — und das Lämmchen stand auf den Beinen.

XXII

Die Welt stand still auf Fioll. In ruhigem Gleichmaß kamen und gingen die Tage, die Monate, Jahre. Es schien Anselm, als wäre es niemals anders gewesen.

Ganz ungeteilt war er nun Bauer auf Fioll.

Wie weit lag alles andere zurück! Ein flüchtiger Schatten kaum, der über den Weg fiel! Wie rätselvoll war doch der Gang des Schicksals. Als er in verbissenem Trotz um dieses Erbe gekämpft hatte, überzeugt, er könne im letzten doch erzwingen, was ihm als Ziel seines Lebens erschien, da verweigerte ihm das Schicksal seine Gunst und stieß ihn weit von sich. Als er den Kampf aufgegeben hatte und mühsam lernen mußte, was ihm das Schwerste im Leben war, zu dienen, Knecht zu sein, da warf ihm das Schicksal mit beiden Händen neidlos das Glück voll in den Schoß.

Trine, des Stampfeters Tochter, war nun die Fiolerin. Doch, obwohl sie an der Seite ihres Mannes, des Fiollers, stand, gab ihr niemand diesen Namen. Sie hieß, wie sie immer geheißen hatte, die Trine. Bäuerin nannten sie die Dienstleute, wie es üblich war, doch sie war keine Frau, keine Herrin. Magd blieb sie auch auf Fioll, des Bauern beste Magd. Sie hielt, was ihre Sache war, gut zusammen. Zu einfältig war sie in ihrem Herzen, um das Leben anders zu nehmen, als es nun einmal vor ihren Augen lag. Doch sie war dem Fioller ein Weib, wie er es brauchte.

Die Jahre kamen und gingen.

Ein gutes Jahr im Korn, ein Knäblein in der Wiege — Gregor hieß es nach dem verstorbenen Fioller; denn nach dem Willen Anselms sollte wieder ein Gregor Hellensteiner Besitzer werden auf Fioll! Ein schlechtes Jahr im Korn, ein besseres im Wein — und wieder ein Knäblein! Oswald wurde es genannt, nach Agnes' Vater. So wünschte es Anselm; denn er hielt darauf, daß zumindest in den Namen nichts von den Stampfeterischen in sein Geschlecht kam. Es genügt schon, wenn Gregor das runde, volle Kinn der Mutter bekam, das schlecht genug zu seinem schmalen, kantigen Schädel paßte, auf dem ein heller, fast weißblonder Haarschopf stand. Der kleine Oswald aber war ganz fiolisch, zumindest dem Aussehen nach.

Wenn Anselm den Plug über den Grundacker zog und obenan Fioll sah, wie es in der Sonne lag, dieses gesegnete Bauernheich, wünschte er in seinem Herzen bloß, daß das Leben immer so bliebe. Es war in jenen Jahren viel Unruhe in der Welt. Auch im eigenen Lande war dies zu

spüren. Es gab Menschen genug, die sagten, nun wäre die Zeit gekommen, um dem Lande wieder den richtigen Herrn zu geben. Doch wenn man sie fragte, wie sie sich dies dächten, da doch Italien und das Deutsche Reich Verbündete wären und immer näher zueinander rückten, Österreich aber ganz ausgelöscht sei, schwiegen sie betroffen und zogen bloß die Schultern hoch.

Anselm kümmerte sich wenig darum. Soweit die Zäune von Fioll reichten, fiel kaum ein Wort, weder für diese noch für jene. Im Frieden wuchs das Korn, im Frieden wurde es geschnitten. Anselm genügte es, wenn er, was das Geschehen in der Welt anging, den Auftrag des Vaters erfüllte, der auf dem Hof keinen Streit geduldet hatte und nur das eine von der Zeit forderte: Der Pflug muß den Fiollern bleiben.

Fest und sicher lag der Pflug in den Händen Anselms, des Fiollers. Das Wort wurde gehalten wie der Pflug. Es war in dieser Zeit, als hielte Gott den Atem an, so ruhig ging das Leben auf Fioll. —

Wenn einmal der Stampfeter auf den Rojenberg kroch — den jungen hatte im vergangenen Jahr das „Schlagl" getroffen. Wie hatten die Leute im Dorfe gespottet, daß es ihn früher geholt hatte als den Alten! —, konnte man ihn bis auf den Grundacker schnaufen hören. Anselm hörte es wohl und trieb den Handbuben, der die Rosse führte, zur Eile an; denn ehe der alte Stampfeter sich entschloß, die Fülle seines Körpers hinauf nach Fioll zu schieben, mußte schon etwas Arges in der Welt geschehen sein.

Unfroh zog Anselm die Furche zu Ende. Da stand Trine am oberen Rain.

Anselm wandte den Pflug so geschickt, daß es aussah, als habe er Trine gar nicht gesehen. So brachte er auch diese Furche noch zu Ende und, weil Trine wie angewurzelt am oberen Raine stehenblieb, auch die nächste noch. Vielleicht kam der Stampfeter bloß wegen des Schimmels. Da konnte er Trine zurückschicken, daß sie ihm sage: „Vater, laßt ihn erst den Acker zu Ende pflügen!"

Doch Trine wich nicht von ihrem Platz. „Du sollst zum Vater kommen", sagte sie.

„Ich bin am Pflug, das siehst du!"

„Ja, das seh ich wohl, Fioller. Aber du sollst zum Vater kommen!"

„Will er den Schimmel kaufen?"

„Kann sein, daß er ihn will. Aber es ist nicht deswegen, daß er gekommen ist!"

„Was dann?"

„Abwandern sollen wir!"

Anselm starrte sie mit großen Augen an. Da stand Trine, dieses Weib, und begriff wohl garnicht, was sie da gesagt hatte.

„Sag es noch einmal!" stieß er hervor. Trine kannte diesen Blick der hellen Augen, sie fürchtete ihn.

Doch gehorsam wiederholte sie: „Abwandern sollen wir!"

Aber Anselm hörte längst nicht mehr auf sie. Er warf dem Handbuben das Leitseil zu und ging mit großen Schritten über den Acker gegen das Haus.

Seit der junge Stampfeter unter der Erde war, freute den Alten das Leben nimmer. Also soff er es, so gut es ging, zu Ende.

Er saß breit in der Stube und goß sich den Trebernschnaps in das Glas. Dann warf er den Kopf nach hinten und stürzte den Schnaps hinunter.

Anselm sah das feiste, schwammige Gesicht. Es war ihm nie so widerlich vorgekommen wie in dieser Stunde.

„Was ist Neues?" fragte er und blieb auf der Schwelle stehen.

„Schlecht ist er, dein Schnaps! Mir scheint, ich muß dich das Schnapsbrennen erst noch lehren!"

„Bist deswegen gekommen?"

„Das nicht! Aber mit Schnaps geht es besser!"

„Red!" stieß Anselm durch die Zähne hervor.

„Hock nieder!" meinte der Alte und schob den Stuhl hin.

Doch Anselm blieb stehen! „Ich bin am Pflug. Halb im Acker bin ich . . ."

„Halb?" fragte der Alte, „gar nicht mehr bist im Acker!"

Er sah nicht auf dabei, als er dies sagte, und schenkte sich wieder aus der Flasche nach.

„Ich habe es vom Bergater. Der Bergater hat es vom Adlerwirt in Gröden, und der hat es direkt von Bozen. Es waren etliche draußen da, aus dem Reich. Von denen haben sie es."

„Was haben sie?" So hart schlug Anselm das Wort hin, daß der Alte erschrocken aufsah. Früher hatte er solche Aufregungen gefürchtet. Jetzt, da er allein war, war ihm alles gleich.

„Optieren müssen wir!"

„Optieren? Das versteh' ich nicht! Red deutsch!"

„Das geht nicht auf deutsch. Optieren — der Pfarrer hat dem Bergater das Wort erklärt: Optima — das Beste, Optieren — das Beste heraussuchen!"

Der Stampfeter lachte gezwungen.

„Was sollen wir heraussuchen?"

„Frag nicht: Deutsch oder welsch!"

Anselm fuhr hoch: „Deutsch natürlich, was denn anders?"

Der Stampfeter nickte müde.

„Das sag ich auch: Deutsch!"

Anselm stand noch immer in der offenen Tür, die Hand an der Klinke. Die feuchte Erde des Ackers klebte an seinen Schuhen.

„Dann gehe ich wieder zum Pflug!"

Der Alte hörte ihn nicht. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken. Elend sah er aus und müde. Anselm spürte wohl, daß das Ärgste noch nicht gesprochen war.

Der Stampfeter hob jetzt den Kopf und blickte ein wenig unsicher auf Anselm hin.

„So ist es halt: Deutsch sind wir auf die Welt gekommen. Können wir etwas dafür? Deutsch sind wir geblieben unser Leben lang. Kann das jemand ändern?"

Er griff nach dem Hals, als würge ihn etwas: „Soweit wäre alles recht. Aber . . ."

„Was — aber?" Heiser fragte es Anselm.

Da brach es aus dem Alten hervor: „Aber wer deutsch sagt, muß abwandern, gehen, heim ins Reich, wie sie sagen, weiß Gott wohin, fort halt, alles dalassen!"

Anselm taumelte in die Stube. Er faßte den Alten an der Schulter, schüttelte ihn, schrie wie von Sinnen: „Du lügst, du Mensch, das ist nicht wahr!"

Und als der Stampfeter völlig dumpf alles mit sich geschehen ließ, mit letzter, furchtbarer Kraft: „Sag, daß du lügst!"

Da schüttelte der Alte nur teilnahmlos den Kopf. Er sah nicht einmal auf. „Ich lüge nicht. Es ist, wie ich dir sage."

Anselm trat an das Fenster, die Fäuste in die Taschen gepreßt. Keuchend ging sein Atem.

Schweigen, schweres Schweigen, wie es zwischen den Schlägen der Blitze im Hochgewitter ist.

Dannn riß sich Anselm herum:

„Und wer bleibt und nicht geht?"

„Der sagt: Italienisch!"

Der Alte sank ganz in sich zusammen, ein elendes Bündel Mensch. Selbst den Schnaps rührte er nicht mehr an.

Und wieder das starre Schweigen.

Dann schritt Anselm aus der Stube, mit sicheren Schritten, so schien es. Doch jenes Furchtbare saß ihm wie das leibhaftige Unheil im Nacken. Gebeugt, wie ein zu Tode Getroffener trat er über die Schwelle.

Als Anselm draußen noch den Himmel über seinem Haupte sah und die Berge, die über dem Walde aufragten, die Wiesen auch, die Felder, da wurde ihm freier zumute. Tief zog er die Luft in die Brust. Die Welt stand noch.

Dort lag der Acker und wartete auf den Pflug.

Der Handbub hatte die Rosse in der Sonne stehenlassen.

„Was stellst du sie nicht in den Schatten?" schrie der Fioller und schlug ihm hinter die Ohren, daß er auf den Rasen taumelte.

Nun war ihm erst richtig leid um das Herz.

Selbst spannte er die Rosse ein. Der Handbub griff nach den Zügeln. Er spürte wohl, daß in dieser Ohrfeige mehr steckte, als er verdient hatte. doch er wagte nicht, sich nach dem Bauern umzusehen.

Der Fioller faßte die Sterzen.

„Hüh!" rief er den Gäulen zu.

Der Handbub riß an den Zügeln.

Schwarz und schwer schwang die Erde vor Anselm auf. Wie gut war es, das zu sehen. Ein kräftiger, würziger Geruch stieg aus dem Acker empor. Furche um Furche pflügte der Fioller. Er sprach kein Wort, er dachte auch nicht viel; denn das lag nicht in seinem Wesen. Doch ein Wort, das er bisher viel zu leicht genommen hatte, ein Wort des Vaters, setzte sich nun vor alles andere, schob jeden fremden Gedanken zur Seite. Allein stand es und gewann Macht über ihn, dieses Wort: „Der Pflug muß den Fiollern bleiben!" —

Anselm war ein Bauer. Er konnte nur eines tun zu einer Zeit. Wenn er arbeitete, war er ganz in der Arbeit. Wenn er beim Essen saß, so sprach er nicht viel und dachte noch weniger: er aß. Und beim Schlafen schlief er. Er konnte sich nicht erinnern, jemals im Leben geträumt zu haben. Doch jetzt kamen des Nachts furchtbare Träume:

Er stand auf dem Grundacker und war eben dabei, sich das Saatgut umzubinden. Es war ein schöner Morgen. Die Sonne kam und ging, je nach der Art, wie die leichten Woken über den Himmel zogen. In der Nacht hatte es geregnet. Der Acker war feucht. Die aufgebrochene Erde glänzte.

Nichts Ungewöhnliches war in der Welt. Er knüpfte die Bänder des Saattuches um die Hüfte zusammen und nahm mit der einen Hand das Tuch auf, um mit der andern die Schaufel zu fassen und das Korn einzufüllen.

Daß er dies alles, so wie es in Wirklichkeit geschah, erlebte, war das Unheimliche an diesem Traum; denn als er nun an den Sack treten wollte, in dem das Saatkorn bereitgestellt war — selbst hatte er diesen Sack auf seinem Rücken zum Acker getragen! —, saßen Männer dort, Bauern. Sie saßen am Rande des Ackers, wo der Boden ein wenig ansteigt. Es waren so viele, daß sie die ganze Länge des Ackers einnahmen. Kaum, daß Anselm die letzten noch erkennen konnte.

Es war nichts Auffallendes an ihnen. Sie waren alle so, wie Bauern sind. Die meisten hatten einen blauen Schurz vorgebunden, wie das im Lande üblich ist, und die Hemdärmel aufgesteckt. Sie taten auch nichts, was Anselm aufgefallen wäre. Sie saßen nur dort undhahen ihm zu, wie er jetzt, das Saattuch um die Mitte geschlungen, auf den Sack zuschritt.

Anselm blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Recht war es ihm nicht, daß ihm da so viele zusahen. Doch schließlich, was kümmerte es ihn?

Aber nun war es so, daß Anselm plötzlich den Sack nicht finden konnte. Er hatte ihn doch genau dort abgestellt, wo der Weg vom Hause her an den Grundacker stieß.

Er schritt auf diese Stelle zu. Gerade dort aber saß der erste der Bauern. Und nun sah Anseln auch den Kornsack. Der Bauer hatte ihn vor sich hingestellt und hielt seine Hände darüber.

„Was willst du?" fragte der Bauer, ohne aufzusehen.

„Ich will Korn für die Saat!" sagte Anselm.

„Hast du dir das überlegt?" fragte der Bauer wieder.

„Ja", sagte Anselm, obwohl er wußte, daß es gelogen war.

„Für wen willst du säen?" Das ging wohl auf jene Frage, die ihn nicht mehr losließ bei Tage und Nacht.

Anselm zog verlegen die Schultern hoch.

„Gebt her!" sagte er in seiner barschen Art.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Im Juli des Jahres 1943 begann der Marienbote mit seinen Sammlungen für arme Priesteramtskandidaten. Heute, am 25. Geburtstag des Marienboten, möchten wir allen unseren treuen Helfern aus ganzem Herzen Dank sagen. Dank im Namen Gottes, dem wir Priester geben möchten. Dank im Namen der Missionen und Seelen, denen wir mit Priestern aushelfen konnten. Dank im Namen der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, denen wir in ihrem Priestererziehungswerk seit 14 Jahren schon betend und opfernd zur Seite stehen. Bleiben wir diesem Werke weiter treu: Opfern wir und beten wir, damit uns kein Berufener verloren gehe — weil er kein Geld fürs Priesterstudium hatte! Die hier jeden Monat veröffentlichten Namen der frommen Helfer sind auf ewig verinnert im Herzen Gottes!

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,703.22
Ein Leser, Tribune, Sask.	5.00
Mrs. A. Hammerschmidt, Fairview, Alta.	5.00
Faldin Bischoff, Prelate, Sask.	1.00
Eine Leserin, Kitchener, Ont.	2.00
	$6,716.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,580.87
Mrs. A. Ehman, Regina, Sask.	5.00
K. Tomaschefski, Odessa, Sask.	10.00
Mrs. E. Switallo, Rockglen, Sask.	2.00
Ein Leser, Tribune, Sask.	5.00
	$1,602.87

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Ein Lehrer erklärt in der Schule vom Menschen, daß die Nase zum Riechen sei und die Füße zum Laufen usw. Auf einmal hebt das kleine Fritzchen den Finger, steht auf und sagt: „Herr Lehrer, bei uns ist's umgekehrt, meinem Vater läuft die Nase und riechen tun die Füß."

* * *

Die Familie saß gemütlich beim Kaffetisch. Der Vater sagte zu den Kindern: „So gut wie Ihr es habt, habe ich es als Kind und in meiner Jugend nicht gehabt. Bei meinen Eltern gab es nur an Feiertagen Kuchen. Schokolade und andere Süßigkeiten haben wir kaum gekannt. Kino and Radio gab es noch nicht."

Da meinte der kleine Fritz: „Papa, da bist du aber gewiß froh, daß du jetzt bei uns bist."

* * *

Gruber ist bei Neureichs zum Abendessen eingeladen.

„Nun, Herr Gruber", meint die Hausfrau, „nehmen Sie doch noch ein Stück Torte! Sie essen sie doch gern."

Erwidert der Gast etwas verlegen:

„Ich würde gerne noch ein Stück nehmen, aber ich habe doch schon vier!"

„Sie haben bereits sechs", verbessert die Hausfrau, „aber wer zählt denn schon nach?"

* * *

Bei einem Chorwettbewerb in der Sowjetzone kamen die beiden Chöre der Rostocker Oberschule nur auf den dritten Platz, weil sie ein Volkslied gesungen hatten, dessen dritter Vers mit „Mädel, laß dich küssen"begann. Das sei eines Oberschulchores unwürdig, meinten die Preisrichter.

* * *

Auch eine Auffassung

Der Lehrer spricht mit seiner Klasse von den Monaten und ihren Namen. Er weiß zu berichten, daß man einigen passende Beiwörter zu geben wußte. So sagt man der launische April, der sonnige Mai, der trübe November. Dann ermuntert er die Kinder: „Nun nennt ihr mir auch ein paar Beispiele!"

Worauf Fritz stolz zitiert: „Der dumme August!"

* * *

Jedem das Seine

Auf einer Reise nach Schweden war der finische Komponist Jean Sibelius im Hause eines Bankiers zu Gast. Nach einem anregenden Gespräch mit dem Gastgeber machte Sibelius das Kompliment:

„Wenn man ein Gespräch über Kunst führen will, muß man sich mit Bankiers unterhalten. Künstler reden immer nur von Geld."

* * *

In einem für Ausländer bestimmte Reiseführer einer amerikanischen Luftfahrtsgesellschaft heißt es unter Limburg: „Stadt an der Lahn, romanischer Dom, Herstellungsort des Limburger Käses. Aber die Stadt riecht gut."

